Ausgabe 94
21.01.2015

Uni-Archiv: zweimal Treppensteigen | OB Starke: drei Anläufe | Karolinenstraße: zweimal klagen | Uwe Timm: einmal zeitig aufstehen | Uni-Bigband: einen Zahn

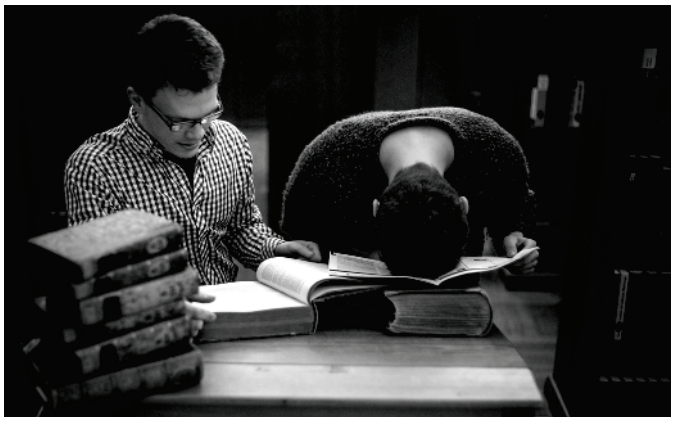
OTTFRIED.

Die Bamberger Studierendenzeitschrift

EVER TRIED. EVER FAILED. NO MATTER.
TRY AGAIN. FAIL AGAIN. FAIL BETTER.

SAMUEL BECKETT.

Editorial



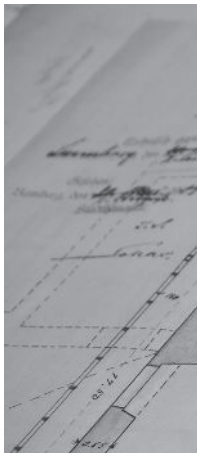
Liebe Leserinnen und Leser,

Versagen, Fehlschläge und Niederlagen werden in unserer heutigen Erfolgsgesellschaft, im Zeitalter der Machbarkeit und Fortschrittsgläubigkeit kaum geduldet. Leistung, Effizienz und Gewinnmaximierung sind gefragt. Kein Wunder, dass der amerikanische Soziologe Richard Sennett das Scheitern einmal als das große Tabu der Moderne bezeichnet hat. Dabei wird insbesondere über das persönliche Scheitern ungern gesprochen, impliziert es doch das Eingeständnis einer Grenzerfahrung, die oft ernüchternd ist. Doch liegt es nicht gerade in der Paradoxie des Scheiterns, dass Zusammenbruch und Neubeginn, Resignation und Hoffnung zusammenfallen? So kann sich selbst aus einer scheinbaren Niederlage etwas ungeahnt Neues entwickeln. Das meint auch Oberbürgermeister Andreas Starke im Interview. Womit er Recht hat. Schließlich müssten wir auf so schöne Dinge wie Eis am Stiel und Viagra verzichten, wenn das ein oder andere Forschungsexperiment nicht gescheitert wäre. Darüber hinaus beschäftigte uns ein Nachbarschaftsstreit aus der Bamberger Innenstadt, welcher seit Monaten vor Gericht ausgetragen wird. Derweil verbrachten zwei unserer Redakteurinnen einen Arbeitstag in den Untiefen des Uniarchivs und wir trafen den Schriftsteller Uwe Timm zum Interview am frühen Morgen. Wir wünschen viel Spaß beim Lesen der neuen Ausgabe und außerdem viel Kraft und Erfolg bei den Klausuren!

Eure Chefredaktion,

Andi und Tim

INHALT



Einstieg

03 **Editorial**

04 **Inhalt**

06 **2015**

Titel

08 **Warum der Zweite nicht der erste Verlierer ist**
Das sagt die Wissenschaft

12 **Starkes Comeback**
Bambergs Oberbürgermeister im Interview

14 **Früchte des Scheiterns**
Fehltritte, die voran führten

16 **Scheitern – ganz persönlich**
Berlin, Hongkong, Konstanz

20 **Anleitung zum Scheitern**
Scheitere nicht am Scheitern!

21 **Welcher Lerntyp bist du?**
Finde es heraus!

Leben

22 **„Im Notfall kette ich mich an.“**
Zank im Weltkulturerbe

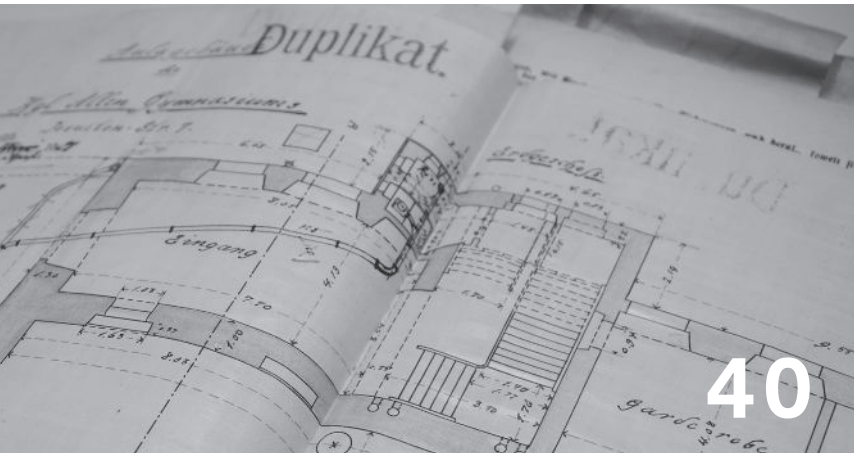
25 **Von warmen Betten und nassen Handtüchern**
Wenn der Schatz einzieht

26 **Kneipenduell**
Plattenladen vs. Schluckspecht

28 **Ratef_ie_**
Rätselspaß für Knobelfüchse

30 **Soll ich’s wirklich machen, oder lass ich’s lieber sein?**
Jein!

32 **Umfrage**
Gescheitert?



Studium

34 **Uni 2.0 – Tafel und Kreide war gestern**
E-Learning im Web

36 **Zeitreise**
mit Prof. Sebastian Kempgen

38 **OTTipedia**
Warum alle gleich, aber manche gleicher sind

40 **Alte Liebe rostet nicht**
Ein Arbeitstag im Archiv

Kultur

42 **Uwe Timm**
Der Entdecker der Currywurst

46 **Ottfrieds erobern die Welt**
Dieses Mal mit Kira Brück

48 **So ein … Theater**
Fremdsprachig mimen

50 **It's Jazz Time**
Die Bigband der Uni Bamberg

51 **Kulturelle Köstlichkeiten**
Vorlesen lassen, schauen, hören

Das Letzte

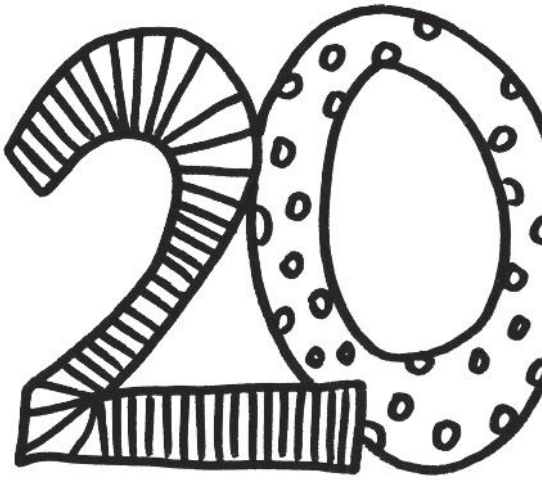
52 **Unileitungsselbstgespräch**
WIR waren dabei

53 **Deine Mutter, ihr Braten und du**
Eine Glosse

54 **Impressum**
Who is who

55 **Ottfried at work**
Ein Blick hinter die Kulissen

Ein neues Jahr! Das bedeutet neue Aussichten für die Zukunft. Wir geben Jahr wirklich wichtig



Text: Jenny Rademann;

Wir feiern ...

... 25 Jahre Wiedervereinigung
... 70 Jahre Ende des 2. Weltkrieges und Gründung der UNO
... 1000 Jahre Gründung des Klosters Michelsberg

Prophezeiungen und Gerüchte

Nostradamus und die indischen Palmblattbibliotheken sind sich einig: Die Welt wird 2015 friedlicher. In Europa kommt es aber auch zu Naturkatastrophen und unbekannten oder überwunden geglaubten Krankheiten. Außerdem etabliert sich in Nordeuropa eine neue Währung.
Allerdings findet laut der Faith in the Future Foundation bereits vom 4. April bis zum 17. September die Apokalypse statt. Andere Quellen wissen, dass ab November ein Krieg zwei Drittel der Weltbevölkerung auslöschen wird.
Eine bessere Nachricht kommt von der Deutschen Industrie- und Handelskammer: Sie geht davon aus, dass 2015 in Deutschland 150.000 neue Jobs entstehen.

2015 ist das Internationale Jahr des Lichts

Farbe des Jahres: Pantone Marsala

Kulturhauptstädte Europas: Mons (Belgien)

Vogel des Jahres: Habicht

Weichtier des Jahres: Mantelschnecke

Insekt des Jahres: Silbergrüner Bläuling

Wichtige Termine

11. bis 27. Januar: Handballweltmeisterschaft der Männer in Katar
25. Januar: Semesterschlusskonzert mit Chor und Orchester der Uni
1. Februar: Uni-Bigband im Audimax
22. Februar: Oscar-Verleihung
12. bis 15. März: Leipziger Buchmesse
23. Mai: Finale des 60. Eurovision Song Contests in Wien
30. Mai: DFB-Pokalfinale der Männer in Berlin
3. bis 7. Juni: 35. Deutscher Evangelischer Kirchentag in Stuttgart
6. Juni: Finale der UEFA Champions League in Berlin
6. Juni bis 5. Juli: Frauen-Fußball-Weltmeisterschaft in Kanada
6. bis 9. August: Gamescom in Köln
20. bis 24. August: Sandkerwa
29. August bis 6. September: Leichtathletik-WM in Peking
4. September bis 17. Oktober: Rugby-Union-WM in England
19. September bis 4. Oktober: Oktoberfest in München
14. bis 18. Oktober: Frankfurter Buchmesse

Maskottchen, neue Termine und neue euch einen Überblick, was in diesem ist. Bühne frei für:

Grafiken: Miriam Fischer

und der lichtbasierten Technologien.

(eine Art Weinrot)

und Pilsen (Tschechien)

Baum des Jahres: Feldahorn

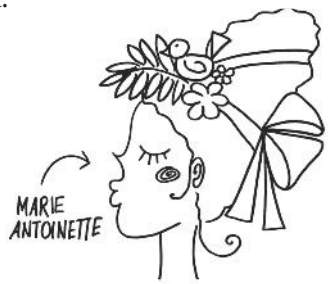
Gemüse des Jahres: Chili und Paprika

Spinne des Jahres: Vierfleck-Zartspinne

2015 n. Chr./AD
= 2559 im buddhistischen Kalender
= Holz-Schaf im chinesischen Kalender
= 5775/5776 im hebräischen Kalender
= 1436/1437 im islamischen Kalender
= 2768 ab urbe condita (nach der Gründung Roms)

Damals vor ...

… 111 Jahren wurden die Schneekette für Autos und die Penaten-Creme für Menschen patentiert.



… 222 Jahren wurden im Zuge der Französischen Revolution König Louis XVI. und seine Frau Marie Antoinette in Paris hingerichtet.

… 333 Jahren wurde sowohl die „Brandenburgisch-Afrikanischen Compagnie“ als erste deutsche Aktiengesellschaft als auch die bis heute bestehende Metzler’sche Verlagsbuchhandlung gegründet.

… 444 Jahren wurde jene Mordverschwörung gegen Queen Elizabeth I. aufgedeckt, mit der Maria Stuart auf den englischen Thron gelangen wollte.

… 555 Jahren wurden die Universitäten Nantes (Frankreich) und Basel (Schweiz) gegründet.

… 666 Jahren erreichte die Pest-Epidemie in Europa ihren Höhepunkt und in England wurde wegen des Hundertjährigen Krieges Französisch als Schulfach abgeschafft.

… 777 Jahren wurde das Sukhothai-Königreich unabhängig, aus dem das heutige Thailand hervorging.

… 888 Jahren fand in Würzburg eines der ersten deutschen Ritterturniere statt.

… 999 Jahren wurde der erste Dompropst des Bistums Bamberg, Poppo von Babenberg, Erzbischof von Trier.

2015 werden immer noch nicht fertig ...

... der Flughafen Berlin Brandenburg „Willy Brandt“, auch bekannt als Fluchhafen Willy-Brandtschutz, sollte nach Verzögerungen 2012 eröffnet werden, jetzt vielleicht 2018, wahrscheinlich aber einfach nie.

... die Elbphilharmonie in Hamburg, fällig seit 2010, Eröffnung jetzt geplant für 2017.

... die sanierte Staatsoper Unter den Linden, Berlin, geplante Wiedereröffnung war 2013, jetzt vielleicht 2016.

... der viergleisige Ausbau der Rheintalbahn von Karlsruhe nach Basel, sollte schon 2008 in Betrieb sein, Ende nicht abzusehen.

Alles ganz normal. 47 % der deutschen Großprojekte dauern nun einmal länger als geplant.

Warum der Zweite nicht der erste Verlierer ist

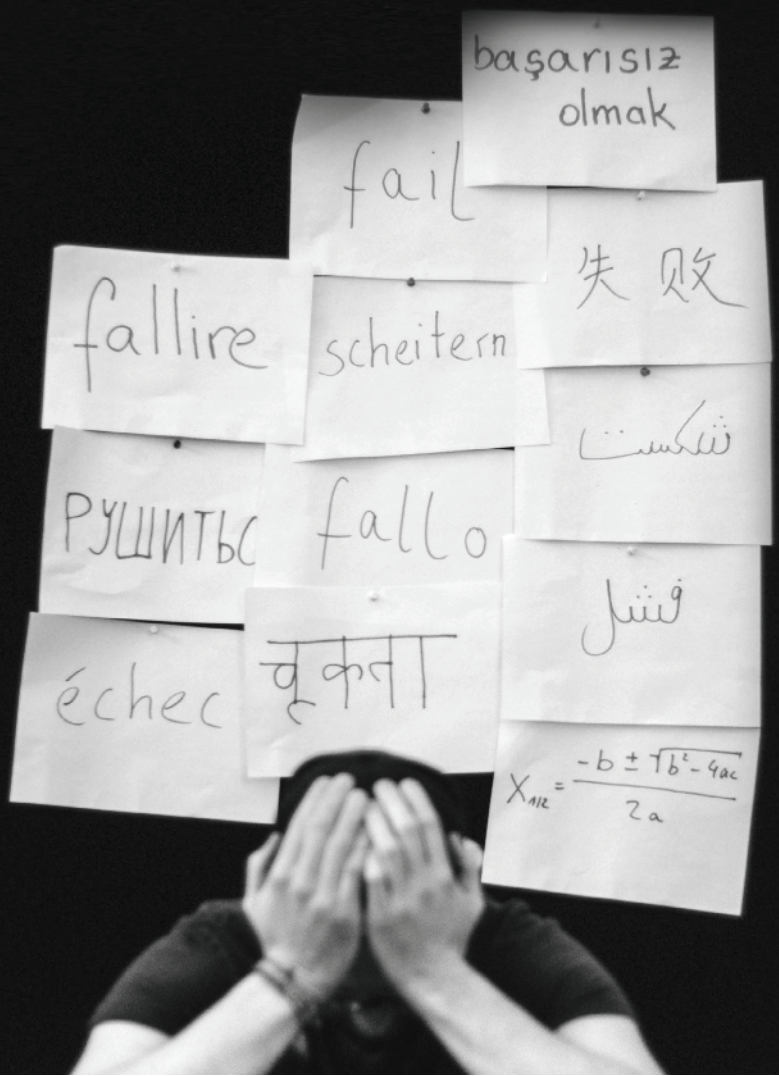


Foto: Bianca Taube

Wer scheitert, verliert – wer wollte da widersprechen. Vielleicht der gemeine BWLer oder Philosoph? Ein Streifzug durch die universitären Fakultäten.

Auf dem Weg nach Hause schreit es mich an, das Werbeplakat. Ein kleiner Satz, ganz groß im Inhalt. Er lässt mich so schnell nicht mehr los.
Was Adidas der Welt verraten hat, ist zu einem oft gehörten Slogan geworden: „Impossible is nothing“. Man kann alles schaffen, wenn man nur will. Jeder kann alles erreichen, jeder kann ein Gewinnertyp sein. Der fantastische Weg vom Tellerwäscher zum Millionär, vom Arbeiterkind zum Fußballweltmeister, ist präsenter denn je.
Das wirft aber die unangenehme Frage auf, wie unsere Gesellschaft mit jenen umgeht, die das nicht schaffen; die weder Millionär werden noch Fußballweltmeister. Diejenigen, die gescheitert sind.

Über Angst und Lust

Antwort suchen wir beim katholischen Pfarrer der Oberen Pfarre in Bamberg, Matthias Bambynek. Dieser spricht von einer ambivalenten Situation im Umgang mit Misserfolg. Demnach leben wir zum einen in einer Kultur des Gelingens, die jeden von uns dazu nötigt, sich zu optimieren, seine Fehler zu kaschieren und das Beste aus sich herauszuholen. Andererseits gibt es, und vielleicht auch gerade deshalb, eine Lust am Versagen: Die Schadenfreude über das Versagen anderer nämlich, oder die „Joie maligne“, wie man auf Französisch sagen würde.
Vielleicht ist es vor allem der Vergleich mit den Menschen, die gescheitert sind, der uns gut tut. Etliche TV-Serien bilden diese Unglückseligen ab, sogenannte Pannenshows zeigen Unfälle, die Nachrichten sind voll mit Klatsch und Tratsch darüber: Das Unwort „Scheitern“ erlebt eine enorme mediale Aufarbeitung. Die Angst davor, ein Verlierer zu sein, ist in der westlichen Leistungsgesellschaft hingegen immens. Stephan Voll, Professor für Sportwissenschaft an der Universität Bamberg, erzählt in diesem Zusammenhang von einer US-amerikanischen Untersuchung. Dabei wurden Leistungssportler befragt, ob Sie bereit wären, ein Dopingmittel einzunehmen, welches eine olympische Goldmedaille garantieren, andererseits aber zum sicheren Tod nach fünf Jahren führen würde. Über die Hälfte der Befragten bejahte dies.

> *Eine saftige Niederlage ist oft wichtiger als ein glorreicher Triumph!*

Doch warum genau erlauben wir uns eine Niederlage oft nicht? Warum teilen wir ganz undifferenziert in Gewinner und Versager ein? Und warum ist der Zweite schon der erste Verlierer?

Steh auf, Männchen!

Die abwertende Manier des Begriffs „Scheitern“ lenkt von der Möglichkeit ab, in der Niederlage eine Chance zu sehen. Dabei ist es erst

der Misserfolg, sagt Professor Carbon vom Lehrstuhl für Allgemeine Psychologie, der uns die Augen öffnet und die Möglichkeit bietet, über Alternativen zu reflektieren, die einem sonst gar nicht in den Sinn gekommen wären. „Niederlagen sind Lehrmeister“, findet auch Sportprofessor Voll. Er geht sogar noch einen Schritt weiter: „Eine saftige Niederlage ist oft wichtiger als ein glorreicher Triumph“, vorausgesetzt, man geht richtig damit um.

Ein Paradebeispiel eines Steh-Auf-Männchens sei Ex-Langläufer Tobias Angerer. Bei einem Weltcup setzte er als Schlussläufer der Staffel, in Führung liegend und mit besten Chancen auf den Sieg, alles in den Sand. Die Enttäuschung war riesig und die Häme der Zeitungen bissig. „Angerer hör auf!“, titelte etwa die Bildzeitung. Doch Tobias Angerer fasste sich ein Herz, schöpfte aus den Schmährufen Motivation und gewann im Jahr darauf einen Weltcup.

Wer Scheitern als etwas Negatives begreift, hat von der Evolution nichts verstanden.

Den Fortschritt provozieren

Indes betont Claus-Christian Carbon: „Es kommt nicht nur auf die Tatsache an, ob oder wie man scheitert, sondern auch wann man dies tut.“ Ein Mensch, der nie gescheitert ist, könne schnell eine gewisse Distanz zur Realität aufbauen. Wenn dann einmal etwas nicht klappe, stehe er vor einem Trümmerhaufen.

„Wer ‚Scheitern’ als etwas Negatives begreift, hat von der Evolution noch nichts verstanden“, behauptet Slavistik-Professor Johannes Grotzky. Es gebe viele Nebengleiserscheinungen, die erst durch das Scheitern der eigentlichen Absicht zu neuen Erkenntnissen führten. Für die Tatsache, dass jemand sein Bestes gegeben hat, ohne sein Ziel bereits erreicht zu haben, findet sich im anglo-amerikanischem Schulsystem sogar ein eigener Ausdruck: „good try“. Nach diesem Verständnis wird jemand nicht geprüft, um ihn scheitern zu lassen, sondern um ihm die Gelegenheit zu geben, zu zeigen, was er kann.

Aus psychologischer Sichtweise sei Scheitern nicht weiter schlimm, vorausgesetzt, die Messlatte hänge nicht zu hoch. Die amerikanische Denkweise, der zufolge demjenigen, der nicht einmal im Leben pleite gegangen ist, besser nicht zu vertrauen sei, betont den essentiellen Charakter bei der Persönlichkeitsbildung. „Vor allem in der Kindheit kann eine milde Scheiterquote vor allem eines“, so Carbon, „nämlich antreiben.“

Ist also jemand, der versagt hat, am Ende überhaupt kein Versager? Dürfen wir also scheiten? Sind wir alle auf dem Holzweg mit unserem Perfektionismus? Und sind Niederlagen vielleicht einfach nur Hinweise, wie es Christoph Daum einst vermutete?

Das falsche Maß

„Nein“, sagt Professor Thomas Egner, Experte für Steuerrecht an der Uni Bamberg, „Unser gesamtes Rechtssystem und auch die Wirtschaft sind darauf ausgelegt, den Starken zu unterstützen und dem Schwachen, also dem Scheiternden, einen Tritt mitzugeben.“ Egner unterscheidet

zwischen subjektivem und objektivem Scheitern. Unter subjektivem Scheitern versteht er Selbsterkenntnis. Dabei sollen sich Fragen auftun, wie „Bin ich wirklich gescheitert?“, „Warum bin ich gescheitert?“ und „War es vielleicht sogar gut, hier und jetzt zu scheitern?“. Dem gegenüber stellt Egner das objektive Scheitern, welches das wirtschaftliche, rechtliche und gesellschaftliche Scheitern inkludiert. Er kritisiert unseren „gesellschaftlichen Kulturmangel“, der dazu beiträgt, dass der Begriff des öffentlichen Scheiterns übermäßig stigmatisiert wird. Ferner ist das ökonomische Scheitern anhand objektiver Maßstäbe von der Gesellschaft festgelegt.

Scheitern ist für Egner nicht gleichzusetzen mit Misserfolg. Denn solange die Chance besteht, etwas fortzuführen oder etwas Neues anzugehen, wie etwa eine Unternehmensneugründung, ist man – zumindest in ökonomischer Hinsicht – noch nicht gescheitert. Der Begriff des Scheiterns hingegen impliziert eine Endgültigkeit. Wenn die pekuniären Mittel fehlen und man sich dadurch nach und nach von der Gesellschaft isoliert, so drohen der Verlust der wirtschaftlichen Identität und das endgültige Vertun der Chance - im äußersten Fall die Insolvenz. Dann ist der Betroffene endgültig gescheitert, wobei nicht mehr das „persönliche Schaffen als Wert“, sondern eine Ersatzgröße der erbrachten Leistung, wie zum Beispiel Geld, gemessen wird. Ähnlich verhält es sich im Spitzensport, wo nach Stephan Voll nicht mehr die Leistung, sondern die Wirtschaftlichkeit Wertmaßstab sei. Er spricht hierbei von der „Entsportlichung des Sports“.

Währenddessen sieht Gabriele De Anna, Juniorprofessor für Philosophie, die Überbewertung unseres materiellen Wohlstandes per se als Risiko, das quasi zum Scheitern verdammt, und begründet mit Aristoteles: „Unsere Besitztümer dürfen nie das Ziel unserer Handlungen sein, sondern immer nur ein Mittel dieser.“ Wenn in einer Gesellschaft Wirtschaftswachstum Ziel jeglichen Handels wäre, dann würde dies zu einem großen Hindernis für die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse werden.

Die Sehnsucht nach dem Chaos

Nun könnte man allen Freunden des Scheiterns entgegenhalten, dass der Lerneffekt des letzteren – obzwar anhand unzähliger Einzelbeispiele bestätigt – lediglich eine Vermutung bleibt: Ist es wirklich so, dass man aus Niederlagen mehr lernt als aus Siegen? Oder sind die Geschichten derer, die sich vom Versager zum Gewinner entwickelt haben, in der öffentlichen Wahrnehmung einfach präsenter, weil spannender, als die derer, die von Triumph zu Triumph springen? Und wie ausschlaggebend ist Lernen für den Erfolg überhaupt? Was ist mit lernfernen Faktoren wie Charakterzügen oder dem Zufall? Der in der Zeit (2014/1) zitierte schwedische Ökonom Jerker Denrell behauptet jedenfalls, die Begriffe „Fehler“, „Lernen“ und „Erfolg“ seien nur sehr lose miteinander verbunden. Doch warum sieht man dann das Durchspielen der Alternativen als gewinnbringenden Faktor an?

Nichtsdestotrotz, das Scheitern bleibt, gerade weil es in unserer Gesellschaft tabuisiert wird, laut Claus-Christian Carbon auch ein Begriff der Begierde. Die Sehnsucht nach dem Chaos, sozusagen; danach, dass der Bus nicht nur an Haltestellen hält; danach, dass man nicht immer pünktlich sein muss; danach, dass nicht alles durch irgendwelche Reglementierungen vorgegeben wird. Warum sonst verhalten sich Deutsche im leichten Flair des Südens gerne anders? So mancher sehnt sich wohl danach, nicht immer nur an Erfolgen oder Misserfolgen gemessen zu werden.

Arthur Hiller und Kai Hubert können nach den Recherchen für ihren Artikel das Verb „scheitern“ in 47 Sprachen und 11 Dialekten gebrauchen, konjugieren und steigern.

Foto: Maximilian Krauss

Starkes Comeback

Oberbürgermeister Andreas Starke stellt sich im Interview mit dem Ottfried Fragen über das politische Scheitern. Zwei Niederlagen musste er hinnehmen, bevor er in das höchste Amt der Stadt gewählt wurde.

Sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Starke, Ihre erste politische Bewährungsprobe, die Oberbürgermeisterwahl 1988, war gleich Ihre erste politische Niederlage. Wie bewerten Sie heute Ihren gescheiterten Versuch?

Heute muss ich sagen, dass mich dieser erste Fehlversuch eher einen Schritt vorangebracht als belastet hat. Ich war mit 31 Jahren relativ jung und eine Verlegenheitslösung, da sich kein anderer SPD-Kandidat fand. Doch ich konnte damals mit einem Ergebnis von 41,2 % bereits einen Achtungserfolg für die SPD im politisch konservativ geprägten Bamberg erringen. Daher habe ich

Erfolgreich zu sein ist einfach. Mit Niederlagen umzugehen, ist eine Herausforderung.

viel positive Energie aus dem Fehlversuch gezogen.

Bei Ihrem zweiten Anlauf im Jahr 1994 sind Sie sogar in die Stichwahl gekommen. Wie enttäuscht waren Sie, es dann wieder nicht ins Amt geschafft zu haben?

Als ich mich 1994 erneut zur Wahl gestellt habe, waren meine Erwartungen viel höher. Die Stichwahl zu erreichen und dann schließlich doch zu scheitern, war für mich natürlich eine Enttäuschung, die ich wegstecken musste.

Wie haben Sie Ihre Niederlagen verarbeitet?

Bürgermeisterwahlen sind immer Persönlichkeitswahlen. Deshalb musste ich nach der Wahl sowohl mich selbst als auch meine Kampagne hinterfragen. Fehler musste ich mir eingestehen. Man muss diese negativen Gefühle zulassen und sich genügend Zeit nehmen, die Enttäuschung zu verarbeiten. Ich gewann dadurch die Bereitschaft, wieder etwas Neues zu beginnen und mir neue Ziele zu setzen. Außerdem wusste ich: Es ist keine Schande, in der Demokratie eine Wahl zu verlieren.

Wie schwer war es, eigene Fehler anzuerkennen?

Das ist nie einfach, aber notwendig. Mit Selbstdisziplin ist mir das gelungen. Man muss sein Handeln reflektieren und sich anschauen, was falsch gelaufen ist und wie man diese Dinge verbessern kann. Man darf aber nicht zu lange rückwärts schauen und muss möglichst bald versuchen, neue Aufgaben anzupacken. Niederlagen sind in der Politik alltäglich. Auch im Alltagsgeschäft muss ich mit Niederlagen umgehen können.

Hat Ihnen die Analyse bei den jüngsten Wahlen geholfen?

Klar. Ich mache mir permanent Gedanken darüber, was die Bamberger Bürger in den jeweiligen Situationen von einem Oberbürgermeister erwarten und welche Anforderungen von ihm zu erfüllen sind. Das habe ich umgesetzt. Ich habe auch gelernt, mich professioneller zu verhalten. Das Amt des Oberbürgermeisters hängt sehr an der Person, deren Kompetenz, deren Kommunikationsfähigkeit und Bürgernähe.

Wie wichtig ist ein intaktes Umfeld in solchen Situationen?

Meine Familie und Freunde waren mir in der Zeit von politischen Niederlagen sehr wichtig. Sie haben mir die nötige Ablenkung und die Möglichkeit zur Selbstkritik gegeben. Mit ihnen konnte ich auch mal über unpolitische Themen wie Kunst, Kultur oder Sport reden. Auch das macht den Kopf bei einem Verlust frei. Da ist es gut, wenn man Menschen und Interessen hat, durch die man seinen Horizont erweitern kann.

Zur Wahl im Jahr 2000 sind Sie nicht mehr angetreten. Erst 2006 haben Sie einen neuen Versuch gewagt. Gab es bei Ihnen Überlegungen, sich aus der Politik zurückzuziehen?

Nein, ich blieb ja im Stadtrat. Erfolgreich zu sein ist relativ einfach, mit Niederlagen aber richtig umzugehen, ist eine Herausforderung. Also wurden die Anstrengungen verdoppelt, als Fraktionsvorsitzender im Stadtrat und im ehrenamtlichen Engagement. Mit den Lehren aus den beiden Fehlversuchen habe ich mich mit viel Zuversicht 2006 wieder zur Wahl gestellt und bin auch überzeugend 2006 gewählt und 2012 wiedergewählt worden. Alte Fehler habe ich nicht wiederholt und ich wusste besser, worauf es ankommt. Die negativen Erfahrungen habe ich ins Positive gewendet. Ich bin heute davon überzeugt: Ohne die vorangegangenen Niederlagen hätte ich die richtigen Schlussfolgerungen nicht gezogen und damit die Wahlen von 2006 und 2012 nicht gewonnen.

Das Interview mit Yannick Seiler war dem Oberbürgermeister so wichtig, dass dafür sogar zwei Herren in Anzug vor der Tür warten mussten.

Andreas Rossbach, Selina Schwarz und Maxi Lina Weber haben noch nie Bakterien verschimmeln lassen, dafür aber auch noch nie Amerika entdeckt.

Früchte des Scheiterns

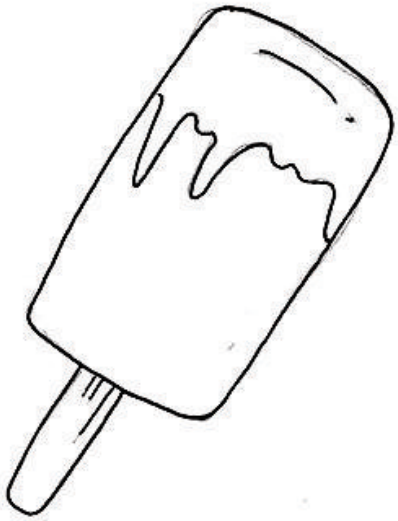
Viagra, Eis am Stiel und die Entdeckung Amerikas – auch wenn die Verbindung nicht auf den ersten Blick deutlich wird, haben sie doch alle etwas gemeinsam: Ohne ein Missgeschick wären sie niemals am Baum der Geschichte gewachsen.

Antibiotikum

Der glücklicherweise sehr unachtsame Forscher Alexander Flemming rettete mit seiner Reiselust vielen Generationen das Leben. Im Londoner St. Mary's Hospital untersuchte der Schotte im Jahre 1928 Bakterien in Petrischalen. Doch da er in heller Vorfreude auf seinen lang ersehnten Sommerurlaub sämtliche Proben im Versuchslabor vergaß, schimmelten diese in der brütenden Hitze vor sich hin. Nach seiner Rückkehr machte er eine wundersame Entdeckung: keine neuen Bakterien rund um den Schimmelpilz! Dies war die Geburtsstunde einer der wohl wichtigsten medizinischen Errungenschaften der Geschichte. Das aus dem Pilz Penicillinum notatum gewonnene Antibiotikum ist uns heute besser bekannt unter dem Namen Penicillin.

Zeichnungen: Verena Niepel

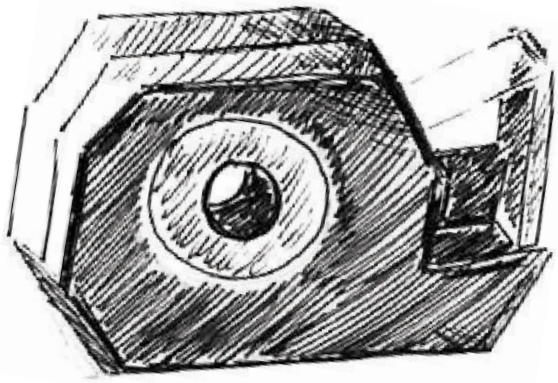
Eis am Stiel



Der amerikanische Limonadenhändler Fran Epperson war gerade in Kalifornien unterwegs, um dort seine Limos an den Mann zu bringen. Nach einem dieser Treffen zur Kundenakquise vergaß er sein halbvolles Limonadenglas samt Löffel draußen auf der Fensterbank. Nachts wurde es so kalt, dass die Limo im Glas gefror. Als Epperson das Glas dann am nächsten Morgen fand, wollte er den Löffel herausziehen und hielt das erste Eis am Stiel in der Hand. Clever, wie der Limonadenverkäufer war, erkannte er sofort das Potential seiner Entdeckung und verkaufte die Idee an ein amerikanisches Unternehmen weiter, das sie dann unter dem Namen „Popsicle“ äußerst erfolgreich vermarktete.

Dödel-Doping

Bei unserem nächsten Ausrutscher der Geschichte würde bestimmt jedes Eis am Stiel schmelzen. Dieses heißblütige und aphrodisierende Produkt sorgt bei Millionen von Männern für ein längeres und erfülltes Liebesleben. Eigentlich sollte die kleine blaue Pille gegen Herzprobleme und Bluthochdruck helfen. Der amerikanische Pharmagigant Pfizer musste zwar einsehen, dass die Tablette nicht den Anforderungen entsprach, entdeckte aber ein ganz anderes Potenzial: Die Wunderwaffe gegen kalte Betten und unzufriedene Ehefrauen war erfunden! Nicht nur Hugh Hefner schwört darauf – Viagra, die kleine Dauererektion in der Blisterverpackung.

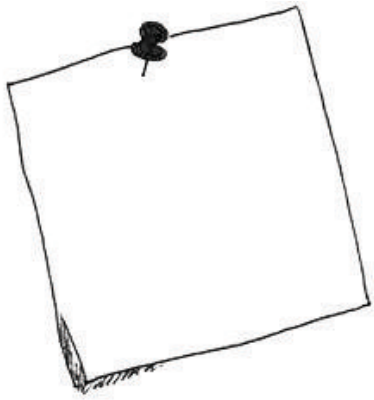


Tesafilm

Auch Paul C. Beiersdorf, der Erfinder des Tesafilms, musste zunächst scheitern. Er war nämlich gar nicht damit beauftragt, einen durchsichtigen Klebestreifen zu entwickeln, sondern einen neuen Klebstoff für ein Wundpflaster, das gut hautverträglich sein sollte. Das, was er bei seiner Arbeit entwickelte, klebte zwar außerordentlich gut, war aber leider ganz und gar nicht für die menschliche Haut geeignet. Doch den neuen Superklebstoff einfach wegschmeißen? Das kam für die Firma, die den Apotheker beauftragte, nicht in Frage. Stattdessen brachte sie ihn als erstes Klebeband in Deutschland auf den Markt - als Tesafilm.

Post-it, Baby!

Was Beiersdorf mit dem Tesafilm gelang, missglückte dem Chemiker Spencer Silver zunächst: Er suchte nach einem Superkleber. Dem Wahnsinn näher als dem Genie, musste er feststellen, dass sich sein Klebstoff jedes einzelne Mal ohne Rückstände wieder ablösen ließ. Fatal, wenn man starken Kleber herstellen will, aber grandios, wenn es so etwas noch nicht vorher gab. Wer kennt sie nicht, die Post-its? Kleine Notizen an die Mitbewohner, kurze To-Do-Listen am Spiegel und noch vieles mehr. All dies wäre nicht möglich gewesen, wenn das Projekt des Chemikers geglückt wäre.



Ups, Amerika!

Als Christoph Kolumbus versehentlich Amerika entdeckte, hatte er ursprünglich ein anderes Ziel, denn eigentlich wollte er ja einen neuen Seeweg nach Indien finden. Er brach also am 3. August 1492 mit drei Schiffen und großer Besatzung auf, um nach Asien zu schippern. Am 12. Oktober war endlich Land in Sicht: Kolumbus erreichte die Bahamas. Die gehören nur eben nicht zu Asien, sondern zu Amerika. So entdeckte Kolumbus also einen neuen Kontinent, während er bei der Umsetzung seines Ziels, nach Asien zu gelangen, scheiterte. Angeblich glaubte Kolumbus übrigens bis zu seinem Tod, dass er tatsächlich in Indien gelandet war.

Scheitern – ganz persönlich

von Mareike Ignaczak*

Berliner Seifenblase

Viele neigen ja dazu, ihr Lieblingsschulfach in die Uni zu verlegen und einen Beruf darauf zuzuschneiden. So auch ich.

Bei meiner Suche stieß ich auf viele Universitäten, die Grundschullehramt mit dem Hauptfach Kunst anboten. Eine davon erweckte besonders mein Interesse: die Universität der Künste in Berlin. Diese Begeisterung kam nicht von ungefähr. Mein damaliger Ex-dann-doch-wieder-bester-Freund-mit-Potenzial kam aus Berlin. Meine erste Aufgabe: mich für die Zulassungsprüfung qualifizieren. Gelesen, getan. Ich reichte meine Mappe ein. Nun hieß es warten.

Eine verschlafene Stadt

In der Zwischenzeit erzählte mir eine Freundin von einer kleinen Universität in Bamberg, an der ich ebenfalls meine Wunschkombination studieren könne. Ich, die ich noch nie davon gehört hatte, fand mich schließlich am Laptop vor einer Dokumentation über Bamberg wieder. Mein Urteil: eine verschlafene kleine Stadt mit viel Wasser und alten Häusern. Perfekt. Also bewarb ich mich.

Dann endlich traf meine Zusage für die Zulassungsprüfung für Berlin ein. Ich hätte nicht glücklicher sein können. Dort angekommen lautete meine praktische Aufgabe: den Text (sechs Seiten kafkaesken Schreibstils) im Bild wiedergeben. Meine Idee: ein Bilderbuch mit bewegbaren Elementen. Trotz des ganzen Bewerbungsdrucks gewann ich dort eine Freundin. Wir trafen uns täglich und stellten uns gegenseitig Ideen vor. Ich erinnere mich, wie ich im Alexa saß und ihr mein Skizzenbuch zeigte, an den Brunnen auf dem Alexanderplatz, an dem ich meine Kohlezeichnung anfertigte, und den Donutladen um die Ecke, in dem ich mein Buch zur Abgabe bereitmachte.

"Plopp!"

Letztendlich platzte meine Berliner Seifenblase. Im Abschlussgespräch wurde ich darauf hingewiesen, dass meine Arbeit eher etwas für den Illustratorenberuf sei. Ich war am Boden zerstört. Ein Studium und auch eine eventuell gemeinsame Zukunft mit meinem Ex-dann-doch-wieder-besten-Freund-mit-Potenzial konnte ich damit in den Wind schreiben. Es war dieser Moment, in dem mir klar wurde, dass es eben nicht hatte sein sollen. So stand ich auf, rückte mein Krönchen zurecht und erschuf mir einen neuen Traum.

> „Ich war am Boden zerstört.

Ich holte meine Mappe aus Berlin und gab sie in Bamberg ab. Heute studiere ich Deutsch im Hauptfach mit Kunst im Nebenfach und könnte nicht glücklicher sein. Ach, und was meinen Ex-Freund-mit-Potenzial angeht: Letzten Endes ist das Komplizierte doch viel schöner als das Einfache. Seit fast anderthalb Jahren sind wir jetzt zusammen.

* Name geändert

Hongkong Breakdown

„Du bist so eine unfassbare Enttäuschung. Ich kann dir nicht mehr in die Augen schauen, ohne mich für dich zu schämen!“ Friederike ist 19 Jahre alt, als ihre Gastmutter ihr diesen Satz ins Gesicht schmettert.

Alleine in einer fremden Stadt in einem fernen Land, wo ihr nichts bekannt und niemand vertraut ist. Zudem mitten in einer Kultur, die zu der unseren nicht gegensätzlicher sein könnte. Sie hatte sich nach ihrem Schulabschluss die Millionenmetropole Hongkong ausgesucht, um dort als Aushilfslehrerin zu arbeiten. Tagtäglich fährt sie von ihrer Gastfamilie, die im Hongkonger Vorort Clearwater Bay wohnt, eine Stunde lang zusammen mit unzähligen Anderen in einer überfüllten und miefenden U-Bahn in das Zentrum der Stadt. Dort befindet sich die Schule, an der sie Grundschülern Deutsch und Mathematik beibringt. Bei jährlichen Schulgebühren von satten 16 000 Euro sind die Erwartungen an sie entsprechend hoch.

Zwei schrecklich nette Kinder

Nach ihrem achtstündigen Arbeitstag und dem langen Heimweg warten die Kinder des bilingualen Ehepaares Strunz auf sie. Der Vater vertritt in Hongkong ein deutsches Unternehmen. Die Kinder sieht er nur an den Wochenenden. Seine Frau Anisha hat er während eines Urlaubs auf den Philippinen kennengelernt. Sie hat ihre Freunde und Familie zurückgelassen, um sich ein gemeinsames Leben mit ihm in der Großstadt aufzubauen. Nachmittags soll Friederike den beiden Kindern im Alter von fünf und sieben Jahren deutsche Texte vorlesen. Allerdings keine Lektüre, die ihrem Sprachniveau entspricht, sondern Bücher für Fortgeschrittene, bei denen die Konzentration der beiden nach dem zweiten Satz rapide sinkt. Aber Desinteresse oder fehlende Aufmerksamkeit sind nur zwei der täglichen Begleiter ihrer Zeit mit Marcel und Leon. Sie bleiben nicht ruhig am Tisch sitzen, hören weder auf die Haushaltshilfe noch auf ihre eigene Mutter, und kommunizieren untereinander mit Lauten, die sie aus chinesischen Trickserien kennen. Ihre gesamte Freizeit verbringen die Kinder vor dem Fernseher, sie gehen nicht raus, um Schulkameraden zu treffen, und betreiben keine Sportart, bei der sie ihrer Energie freien Lauf lassen könnten. Die Versuche der Mutter, ihre Kinder zur Ordnung zu rufen, enden im Extremfall mit einer saftigen Backpfeife.

> *Ihre Gasttochter wird zu ihrem Feindbild.*

... und ihre Mutter

Friederike versucht, sich zu den Kindern durchzukämpfen und ihnen mit Nachdruck beizubringen, ruhig am Tisch sitzen zu bleiben oder zu fragen, wenn sie aufstehen möchten. Tatsächlich gelingt es ihr, einige Regeln durchzusetzen. Das Problem dabei ist nur, dass Leon und Marcel sich jetzt nur noch an Friederike wenden. Gastmutter Anisha spürt, dass ihre dominante Position im Familiengefüge ins Wanken gerät. Dies veranlasst sie aber nicht, es Friederike ansatzweise gleich zu tun und sich mit den Kindern aktiv auseinanderzusetzen. Stattdessen wird ihre Gasttochter zum Feindbild. Anisha beginnt, ihrem Mann gegenüber Friederikes Arbeit schlecht zu machen.

Sie sei unkonzentriert, inkompetent und unzuverlässig. Während sie damit immer weitermacht, drängt der Vater auf sichtbare Lernerfolge der Kinder. Er ist der Deutsche in der Familie und möchte sich in möglichst kurzer Zeit mit seinen Kindern auf einem angemessenen Niveau unterhalten können. Bis dato verläuft die Kommunikation auf Englisch.

Engagement = großer Fehler

Friederike überlegt, wie sie den beiden Jungs zu besseren Lernerfolgen verhelfen könnte. Wie wäre es denn, den Unterricht mit den Kindern etwas interaktiver zu gestalten? Anisha platzt der Kragen. Sie wird laut, fängt an, hysterisch in höchsten Tönen zu schreien. Sie solle sich gefälligst nicht so weit aus dem Fenster lehnen, wenn sie eh nichts zustande bringe. Ob sie mit ihrer geringen Lebenserfahrung glaube, Erwachsenen vorschreiben zu können, wie sie ihre Kinder zu erziehen haben? Ob sie eine Ahnung habe, was für ein Privileg es sei, dass sie bei ihnen aufgenommen worden sei? Ob sie das überhaupt zu schätzen wisse?

Der Monolog zieht sich über eine gefühlte Ewigkeit. Friederikes Versuche, etwas zu entgegnen, gehen in noch lauterem Geschrei unter. Friederike bricht zusammen.

Neuer Aufbruch

„Mein Selbstbewusstsein war am Boden“, sagt sie. Sie fühlt sich klein, schwach, unbedeutend. Gescheitert. Ihre Tage in der Familie sind von da an gezählt. Einen letzten Monat steht sie ihren Alltag neben einer Frau aus, der der Hass nur so aus den Augen sprüht, wenn sich ihre Blicke kreuzen. Das Privileg, das Friederike bleibt, ist, dass sie – anders als Anisha – der Familie, in der sie sich nicht wohl fühlt, den Rücken kehren kann. Im Stadtzentrum wartet eine andere Familie darauf, dass Friederike bei ihnen einzieht und nachmittags interaktiv mit den Kindern für die Schule lernt.

Helen Krueger-Janson hat während des Schreibens realisiert, dass eine Kultur der Sprache die Grundkonzepte zwischenmenschlicher Konflikte nicht verändert.

Lachen, Klatschen, Malen

Haben es Geisteswissenschaftler schwerer, einen anständigen Beruf zu finden? Was erwarte ich eigentlich von meinem Traumberuf, und tue ich genug dafür?

Die Frage, ob ich bis jetzt irgendetwas gelernt habe, das meine Chancen im hart umkämpften kreativen Bereich tatsächlich steigert, lässt mich einfach nicht los. Und doch habe ich mich damals für ein Studium mit der Fächerkombination Literatur-Kunst-Medien entschieden – und nicht für etwas Anständiges wie zum Beispiel Jura, wie Eltern zu sagen pflegen. Bis heute bereue ich nichts an der Entscheidung. Dabei will ich gar nicht bestreiten, dass ich hin und wieder das Gefühl hatte, planlos vor mich hin zu studieren anstatt mein Profil für den Arbeitsmarkt zu schärfen. Ich habe mich aber getraut, meinen Interessen zu folgen. Die Aussicht, mich kreativ auszuleben, reizte mich nun mal einfach mehr als der Gedanke daran, in schweren Gesetzesbüchern rumzublättern.

Qual der Wahl ohne Plan

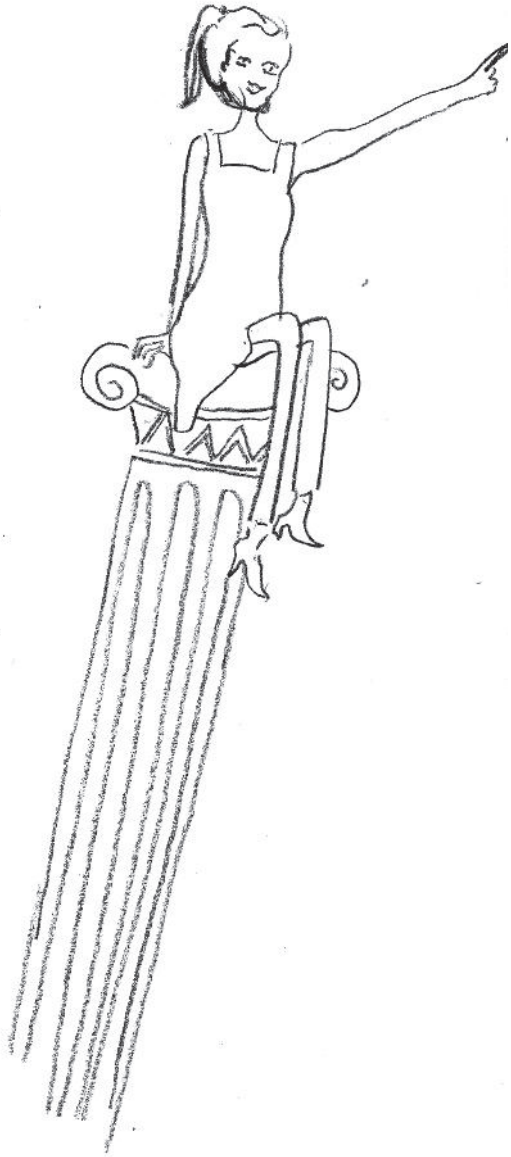
Mein Studiengang lehrte mich schnell, dass es mehr als nur die Hoffnung auf eine steile Karriere und das schnelle Geld gibt. Nach den Einführungsvorlesungen hatte ich die Qual der Wahl: Von Kurzfilmproduktion über DDR-Literatur bis zu orientalischer Fotokunst war alles dabei. Klar ist es schwer, sich da zu entscheiden: Soll ich lieber nach meinen Interessen belegen oder doch mit einem genauen Plan im Hinterkopf Fächer aussuchen? Ohne eine Idee, wo ich meine Schwerpunkte setzen sollte, stand ich im luftleeren Raum. Manchmal hatte ich das Gefühl, alles und nichts zu lernen und mich auf jeden und keinen Job vorzubereiten.

Tote Floskeln

Zwar ist das angestrebte Berufsfeld vielseitig, doch trotzdem wird man als LKM-Student schnell in

Zeichnungen: Verena Niepel

> *Für mich heißt es nach wie vor: Liebe, Kunst, Musik.*



eine Schublade gesteckt. Höhnische Bemerkungen wie etwa, ob Lachen-Klatschen-Malen die kreative Alternative zu meinem Studium sei, oder die Frage, was ich später eigentlich mal machen wolle, sind in meinem Kopf zu Floskeln erstarrt. Je öfter ich diese Fragen beantworte, desto weniger zweifle ich an dem, was ich tue. Das spätere Berufsleben hält für mich die Hoffnung bereit auf mehr Familienfreundlichkeit und auf selbständigeres Arbeiten zu Arbeitszeiten, die mein Körper verkraftet. Diese Werte sind heute nicht mehr selbstverständlich und in vielen Berufen unvorstellbar, bis das ganze schließlich im Burnout mündet. Ich arbeite jedenfalls lieber für weniger Geld, dafür mit der Chance auf eine angemessene Work-Life-Balance. Lachen-Klatschen-Malen lässt mich nur müde schmunzeln, denn für mich heißt es nach wie vor: Liebe, Kunst, Musik.

Verena Niepel ist zwar im Spiel gescheitert, in der Liebe aber nicht. Und deswegen steht sie jetzt im Ottfried.

Anleitung zum Scheitern

Wer kennt nicht die Absicht, nach jeder Prüfungsphase in der kommenden ALLES anders zu machen? Doch dieses Vorhaben trägt man meist schneller zu Grabe als Neujahrsvorsätze. Und doch bleibt der Irrglaube, dass das kommende Mal alles, wirklich ALLES besser wird.

1.

Unitechnisch besonders viel vornehmen! Da im letzten Semester zu wenig gelungen ist, nun der **Kompensationsversuch.**

2.

JEDE (!) Party mitnehmen! Neues Semester, neues Glück – doch soziale Kontakte links liegen lassen? Niemals!

3.

Prokrastination – das Lebensmotto jedes Studenten. Da nun der besonders straffe Plan vor einem liegt, empfiehlt es sich, erstmals nichts zu tun und Ruhe einkehren zu lassen – **Prokratinationsphase 1!**

4.

Ein kleiner Zusatz zu dem ohnehin schon überfüllten Stundenplan gefällig? Damit man in der Prüfungsphase auch wirklich kurz vorm Burn-Out steht, sollte man auf jeden Fall einen **zeitintensiven Nebenjob** suchen oder ein Amt in einer Hochschulgruppe antreten.

5.

Erster Anflug von **Resignation.** Irgendwann rückt die Prüfungsphase näher und man muss sich eingestehen, noch nicht so weit vorangekommen zu sein wie geplant.

6.

Prokrastinationsphase 2: **Extra früh Aufstehen!** – Außerordentlicher Aufwand erfordert außerordentlich große Opfer. Mit der „neugewonnen“ Zeit wird aber nicht der sukzessiv angewachsene, mittlerweile kaum noch zu bewältigende Berg an Unisachen abgearbeitet. Nein! Auf einmal hat man Zeit für Dinge wie ...

7.

... **Ordnung!** Möge das Zimmer auch sonst aussehen wie Troja nach der Schlacht, in der Prüfungsphase sollte sich dort auch Meister Propper höchstpersönlich wohlfühlen.

8.

... **gesunde Ernährung!** Für die der übliche Kühlschrankinhalt natürlich keine Basis bietet. So folgt nach der großen Putzsession der noch größere Wocheneinkauf, damit danach ganz viel Zeit bleibt, um sich Unisachen zu widmen.

9.

... **ausgiebige Telefonate!** Da in der Prüfungsphase die Zeit für ausgiebige Kaffeetreffen mit Freunden genauso wie für Partynächte knapp wird, empfiehlt sich ein Rundruf an sämtliche Bekannte, um up to date zu sein.

10.

... **früher schlafen gehen!** Geschafft vom frühen Aufstehen, dem Putzen, Essen einkaufen und der ganzen Telefoniererei fällt man mit dem Vorsatz ins Bett, am nächsten Morgen ganz früh den Uniberg in Angriff zu nehmen...

... aber kommendes Semester wird alles besser!

Für ihre Recherchen beobachtete Nadine Jantz wochenlang Scheiternde in freier Wildbahn. Ann-Charlott Stegbauer führte für ihren Test illegal obskure Experimente an Lernenden durch.

Foto: Nadine Jantz

Selbsttest

Welcher Lerntyp bist du?

Wie viele Klausuren schreibst du in diesem Semester?
a) Bei dem bloßen Gedanken daran wird mir schon schlecht.
b) Eindeutig zu viele, ich weiß gar nicht, wie ich das alles schaffen soll!
c) Oooooch, ich glaube, ich schiebe ein paar …

Wie fühlst du dich nach einer Klausur?
a) Ich bin fix und fertig und will nur noch ins Bett!
b) Ich denke daran, was in der Lernphase alles liegen geblieben ist, und kümmere mich erstmal um den Haushalt.
c) Fantastisch! Auf zur nächsten Party!

Wie bereitest du dich vor?
a) Ich besorge mir Baldriantropfen.
b) Ich erstelle einen genauen Zeitplan und halte mich akribisch daran.
c) Ich besorge mir Baldriantropfen. Ich kaufe viel Schokolade, dann räume ich erstmal die Wohnung auf.

Was war dein schlimmstes Prüfungserlebnis?
a)Ich hatte ein totales Blackout und wusste gar nichts mehr.
b)Ich musste nächtelang komplett durchackern, sonst hätte ich nicht alles geschafft.
c) Ich hab verpennt.

Auflösung

Am häufigsten a: Typ 1
Die Nerven liegen blank
Du bereitest dich gewissenhaft vor, doch wenn das weiße Blatt vor Dir liegt, ist alles weg. Du fühlst Dich in Prüfungssituationen sehr unwohl oder hast vielleicht sogar richtige Prüfungsangst. Wenn Dich die Prüfungszeit so belastet, kannst Du Hilfe bei der Psychotherapeutischen Beratungsstelle des Studentenwerks suchen oder auch mit Kommilitonen gemeinsam büffeln. Du gewinnst Sicherheit, wenn Dir andere bestätigen, dass du den Stoff gut verinnerlicht hast!

Am häufigsten b: Typ 2
Stress pur
Obwohl Du rechtzeitig mit dem Lernen anfängst, endet es bei Dir in einem Marathon. Das Pensum, das du Dir aufhalst, ist so kaum noch zu schaffen. Falls Du wirklich so viele Kurse im Semester belegen musst, überlege Dir, wofür Deine Zeit sonst noch drauf geht. Freizeit und Hobbys sind ein Muss – aber vielleicht gibt es in Deinem Alltag noch andere Zeitfresser, die Du reduzieren könntest?

Am häufigsten c: Typ 3
Motivation Mangelware
Dir fällt es schwer, Dich zum Lernen aufzuraffen und Du schiebst gerne mal eine Prüfung. Das hat den Vorteil, dass Du Sorgen wie Dauerstress oder Panik vor den Klausuren kaum kennst. Aber manchmal bleibst Du so auch etwas hinter deinen Möglich keiten zurück. Vielleicht hilft Dir ein fester Zeitplan, oder Du überlegst Dir kleine Belohnungen, um Deine Motivation zu steigern?

Anzeige

China Fan Imbiss

seit 1996

20 % Rabatt
für Stammkunden
Unbegrenzt gültig

Supersparkarte

bei uns erhältlich
Sie zahlen nur 20 €
Sie bekommen Ihr Essen für 25 €
Sie sparen 5 €

Fischstraße 9 / Am Kranen
96047 Bamberg
Tel.: 0951-22939

Geöffnet Mo. - So.
11 bis 21 Uhr

Inhaber:
Dipl.-Germ. Univ. You Xie
Ehemaliger Student
der Uni Bamberg
Für die CSU im
Stadtrat Bamberg

„Im Notfall **KETTE** ich mich **AN**.“

In der Karolinenstraße, am Fuße des Dombergs, steht ein sehr altes Haus. Daneben noch eines. Seit etwa 600 Jahren. Jetzt liegen sich die Eigentümer in den Haaren und streiten vor Gericht über bauliche Maßnahmen.

Die schlimmsten Streitigkeiten sind oft die unter Nachbarn. Donald Duck lässt grüßen. Da braucht es wenig, um das Fass zum Überlaufen oder – wie in unserem Fall – Althergebrachtes ins Wanken zu bringen. Genauer gesagt bedarf es in Bamberg lediglich eines schnöden Bauantrags, der die Fassade eines 600 Jahre alten Baus in der Altstadt mit einem Aufzugturm bekleiden will, welcher fortan zu einem mühelosen Aufstieg in die oberen Stockwerke verhelfen soll. Die betreffende Nachbarin wiederum – ihrerseits Besitzerin eines Hauses, welches mehr als 600 Jahre zählt – ist dagegen und klagt. Ein Jahr später schwelt der Streit noch immer und der Bau des Aufzugs stockt. Soweit das Setting. Nun ins Detail.

Auf der Pelle

Alles begann mit einem unangenehmen Besuch der beauftragten Architektin in der Wohnung der Klägerin Karin Hoyer. Diese legte Hoyer im Mai 2013 einen Bauantrag vor und ihr nahe, ebendiesen per Unterschrift abzusegnen – mit dem Beisatz, ansonsten würde man ihr die Fenster zumauern. Von der Offerte überrumpelt, lehnte die Seniorin entschieden ab und setzte die Architektin vor die Tür. Die Gründe dafür sind aus Hoyers Sicht neben der unverfrorenen „Friss oder Stirb“-Taktik der Bauplanerin vor allem sachlicher Natur. Sie führen in ihr Badezimmer. Das kleine Fenster würde vom Turm verstellt. Es gäbe Schatten und weniger Luftzirkulation. Zudem seien vorgeschriebene Abstände im Plan nicht eingehalten. Und tatsächlich lehnte die Stadt den Antrag vorerst ab, da er denkmalschutzrechtlich „nicht optimal“ war. Der Bauherr besserte an den beanstandeten Stellen nach, reichte den modifizierten Bauantrag ein und erhielt von der Stadt Bam-

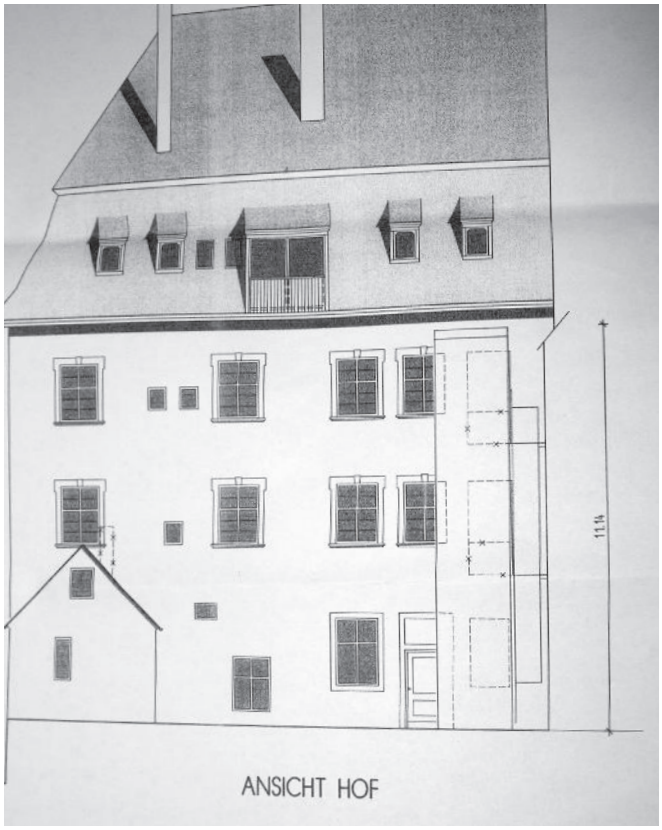
berg grünes Licht. Als Hoyer davon erfuhr, verklagte sie die Stadt Bamberg vor dem Landgericht Bayreuth. Warum sollte sie sich den Hofblick aus dem Badfenster nehmen und ihrer Hauswand die nötige Frischluft stehlen lassen? Am Ende des Prozesses stand jedoch fest: Die Abstandsgrenzen waren mit über einem Meter eingehalten, der Bauherr hätte nachbarschaftsrechtlich sogar direkt an Hoyers Hauswand bauen können. Von diesem Urteil angestachelt, legte Hoyer beim Oberlandesgericht in München Berufung ein. Fragen des Denkmalschutzes waren ihr im ersten Prozess zu kurz gekommen. Die Zulassung ihrer erneuten Klage wird dort seither geprüft, mit unklaren Erfolgsaussichten.

Für das Gemeinwohl

Warum aber braucht es nach über 600 Jahren einen Aufzug im Hinterhof? Die derzeitigen Pläne für den Ausbau des Hauses sehen vor, im dritten Obergeschoss aus einer großzügig geschnittenen Wohnung zwei kleinere zu machen. Deshalb ist ein separater Zugang als Fluchtweg vonnöten. Wenn also schon bauen, dann doch so, dass die neu entstehende Arztpraxis im zweiten Obergeschoss auch etwas davon hat. Da empfehle sich nämlich ein barrierefreier Zugang für geschwächte oder gehbehinderte Patienten, meint der Eigentümer mit Blick auf das steile Treppenhaus. Frau Hoyer sieht dies ein, verweist jedoch auf das Kopfsteinpflaster ringsum, welches die Anfahrt für Rollstuhlfahrer schon einmal recht unbequem mache. Kein günstiger Standort für eine Praxis. Über das altruistische Motiv ihres neuen Nachbarn kann sie nur lachen. Vielmehr diene der Ausbau des Hauses dessen Wertsteigerung, was aus ihrer Sicht dem „charmanten, aber eiskalten Wesen“ des Bauherrn entspricht. Die Stadt sieht in einer Arztpraxis derweil eine Antwort auf den Ärztebedarf vor allem in der Innenstadt. Das Interesse des Gemeinwohls spielte beim Genehmigungsverfahren also auch eine Rolle.

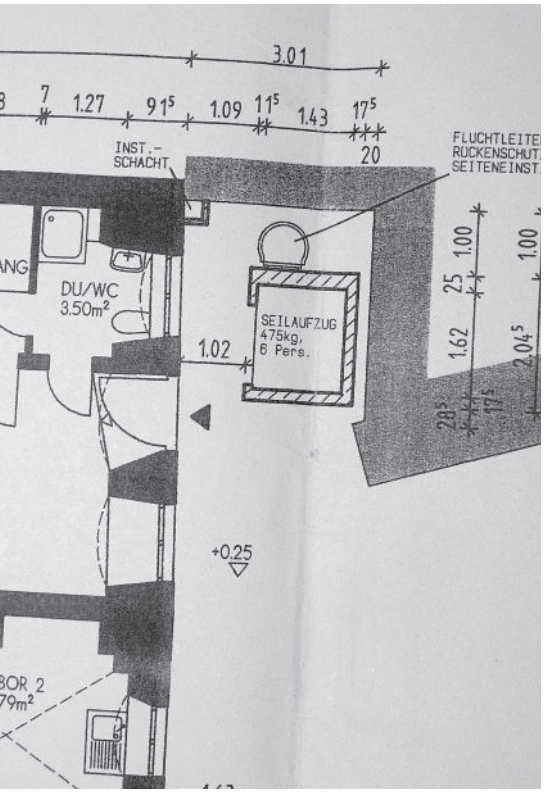
Anzeige

FUNK BY OPTIK in der Austraße
96047 BAMBERG TEL 0951 / 20 81 500



Wer mit wem

Woher diese Sicht rührt, ist für Frau Hoyer klar. Ihr Erlebnisschatz aus dem Kampf gegen diverse Ämter und Behörden bietet Geschichten, die ihrer Ansicht nach den Vorwurf der Verklüngelung letzterer nahelegen. Da ist zum Beispiel ein Herr von der Unteren Denkmalbehörde, der sich bei ihrem Besuch zur Akteneinsicht selbst verleugnet und behauptet habe, nicht anwesend zu sein. Weiter finden sich Kuriositäten im dem Emailverkehr zwischen der Architektin und dem zuständigen Sachbearbeiter im Denkmalschutzamt, in dem von Geschäftsessen die Rede ist, bei denen „vor lauter Schlemmereien mit Pralinen“ glatt vergessen wurde, den Gegenstand der Auseinandersetzung zu besprechen. Diese Vorwürfe der Mauschelei weist der Eigentümer entschieden zurück: „Ich wohne hier, habe meine beruflichen Kontakte aber außerhalb der Stadt.“ Der Emailverkehr sei bereits Gegenstand der Gerichtsverhandlung gewesen und dort als nicht belastend gewertet worden. Vielmehr werde in Bamberg im Gegensatz zu anderen Städten auf einem hohen Niveau gearbeitet.



Die Optik im Blick

Doch nimmt man die Verantwortung als Weltkulturerbe tatsächlich ernst? Titel können schließlich aberkannt werden, denkt man an die Dresdner Waldschlösschenbrücke. Bernd Bauer-Banzhaft, seines Zeichens Fachbereichsleiter der Abteilung Baurecht im Bamberger Rathaus, sagt: „Natürlich ist Vorsicht geboten, aber es muss auch baulich weitergehen, nur denkmalgerecht“, und ergänzt: „Bamberg ist kein Museum.“ Planung kommt hier also vor dem Bau, den Denkmalschutz und das schöne Stadtbild hat man im Hinterkopf. Schließlich kann man sich ästhetisch schnell vertun, geschehen zum Beispiel beim Studentenwohnheim in der Judenstraße oder am Glasaufzug zur Teilbibliothek 1. Mit all zu schnellen Urteilen sollte man jedoch sparsam sein, denn wo ein Gebäude durch einen Anbau passend ergänzt wird und wo nicht, ist ein subjektives Urteil.

Der Rechtsstreit ist für Hoyer mittlerweile zum Vollzeitjob geworden, der an ihren Nerven zehrt. Ihr geht es nämlich vor allem darum, ernstgenommen zu werden von der Stadt, vor Gericht und von ihrem Nachbarn. Letzterem fällt das schwer, schließlich „wäre der Aufzug auch für Frau Hoyer nutzbar gewesen“. Wer in diesem Streit Recht bekommen wird, steht in den Sternen und ist für Laien schwer zu beurteilen. Karin Hoyer jedenfalls will bis zum Schluss kämpfen und orakelt: „Im Notfall kette ich mich an.“

Tim Förster, Kai Hubert und Fridolin Skala wurden bei einem Boygroup-Casting von Ottfried-Agenten entdeckt und abgeworben.

Von warmen Betten ...

Mein Wecker klingelt, ich drehe mich nochmal um. Nur noch fünf Minuten. Oder zehn. Das ist so schön gerade in seinen Armen. Gemeinsam aufwachen ist was Feines. Doch gerade, wie ich da so liege und mich meines Glückes erfreue, schießt es mir in den Kopf: Ich liege gar nicht in meinem Bett. Und der Wecker war auch nicht meiner, sondern seiner. Ich muss in die Uni, aber vorher dringend noch nach Hause. Saubere Klamotten werde ich bei ihm trotz meines eigenen Fachs im Kleiderschrank nicht mehr finden. Es sei denn, ich möchte in Cocktailkleid und High Heels durch den heutigen Tag staksen. Manchmal verfluche ich es, in getrennten Wohnungen zu leben.

Ich quäle mich aus dem warmen, kuscheligen Bett und mache mich auf ins Bad. Sofort springt mir das nass gefaltete Handtuch ins Auge. Ernüchterung. Beim Kämmen und Schminken verteile ich Haare und Make-Up in einem beachtlichen Radius. Um meine Spuren einigermaßen zu beseitigen, hole ich den Badreiniger raus. Und wenn ich schon dabei bin, wird schnell alles abgewischt. Stolz blicke ich auf das in Eile getane Werk. „Du sollst doch nicht immer mein Bad putzen, ich kann das auch selber“, ertönt es hinter mir. Eine Antwort spare ich mir. Stattdessen zieht es mich zum Kühlschrank, der mich mit Leere begrüßt. Na super!

Foto: Bianca Taube

„Schatz, warum warst du nicht einkaufen?“, frage ich. Als Antwort kommt: „Wann hätte ich das denn tun sollen? Ich war doch in jeder freien Minute bei dir.“ Wo er Recht hat, hat er Recht.

Kurzentschlossen verabschiede ich mich und möchte wissen, wann mein Liebster heute vorbeikommt. Ja, das weiß der Liebste selbst auch nicht so genau, denn eigentlich sollte er dringend etwas für die Uni tun. Die Effektivität musste in den letzten Tagen Platz machen – für mich. Es bleibt also bei heute Abend.

In meiner Wohnung ist der Kühlschrank zwar voll, aber Zeit zu essen habe ich jetzt auch keine mehr. Dass es hier auch schon mal sauberer war, ignoriere ich gewissenhaft und renne in Richtung Uni. Erst in der Vorlesung merke ich, dass ich vergessen habe, mir neue Sachen anzuziehen. Definitiv nicht mein Tag.

Zurück in meiner Wohnung, hänge ich die Handtücher auf – trockene schön gefaltet, nasse ungefaltet.

Nein, eine gemeinsame Wohnung wird es in naher Zukunft nicht geben. Es ist gut, dass es nasse Handtücher und schmutzige Bäder gibt. So werde ich ab und zu mal von meiner Wolke Sieben geschubst. Wenn er mich dann aber abends wieder in seine Arme schließt, nehme ich mir im Kopf die Wohnungsanzeigen vor. Ich kann ja so tun, als ob.

Wenn Anna Farwick früher schlechte Laune hatte, musste ihr Teddybär herhalten. Heute hat sie sich dafür einen Freund angelacht.

... und nassen Handtüchern

Fotos: Stefan Kessler

Das Bamberger

1. **Beschreibe deine Bar in drei Wörtern?**

Longdrinks und Langplayers

2. **Es gibt euch ja noch nicht allzu lang. Welche Idee steckt hinter der Neueröffnung eurer Bar?**

Ein Ohr für gute Musik, der Faumen für leckere Drinks, die Liebe zum Menschen

3. **Was ist der beste Drink bei euch?**

Immer derjenige, der dem Gast am Besten schmeckt

4. **Was war das lustigste/unheimlichste Erlebnis mit einem Gast?**

Nach unserem 7 jährigen Geburtstag im Morph Club haben wir mit 50 Gästen u. Freunden im dunklen Plattenladen After Hour gefeiert. Wir haben hierfür den gesamten Kapuzinerbock leergekauft.

5. **Ein Song, der euch und eure Bar am besten beschreibt...**

99 Problems - Jay Z

6. **In welche Alternativbar würdet ihr in Bamberg sonst noch gehen?**

Wir stehen nicht so auf alternativ :)

7. **Was macht eurer Meinung nach einen guten Bartender aus?**

Er stellt niemals sich selbst, sondern immer den Gast in Vordergrund

8. **Welchem Promi-Gast hättet ihr gerne bei euch zu Besuch?**

DJ Premier, Charles Schulmann, - eine Mischung aus Beiden!

9. **Wie sähe die Einladung für diesen Gast aus?**

Hi - hast du Bock?

Kneipenduell:

von Nadine Jantz

1. **Beschreibe deine Bar in drei Wörtern?**

   schmuckelig, klassisch, authentisch

2. **Es gibt euch ja noch nicht allzu lang. Welche Idee steckt hinter der Neueröffnung eurer Bar?**

   Schluckspechten ein Zuhause geben!

3. **Was ist der beste Drink bei euch?**

   Die Mädels sagen: "American Harvest" mit Bourbon, Mandarinensirup, Zimt, Zitronensaft und Eiweiß. Die Jungs sagen: "Gunpowder" mit Gin, Mezcal, Grüner-Tee-Sirup, Limettensaft und Eiweiß

4. **Was war das lustigste/unheimlichste Erlebnis mit einem Gast?**

   Lustig und unheimlich zugleich: die "Tags" von "Saet" auf unserer Herrentoilette

5. **Ein Song, der euch und eure Bar am besten beschreibt...**

   The Pogues – Whiskey you're the Devil

6. **In welche Alternativbar würdet ihr in Bamberg sonst noch gehen?**

   Das schwarze Schaf oder die Heska

7. **Was macht eurer Meinung nach einen guten Bartender aus?**

   aufgeschlossen & freundlich, stets bereit für einen Thekenplausch. Gute Warenkunde und Technik... und er sollte sich nicht zu schade sein auch mal einen Havana Cola zu mixen.

8. **Welchem Promi-Gast hättet ihr gerne bei euch zu Besuch?**

   Harald Juhnke (R.I.P.)

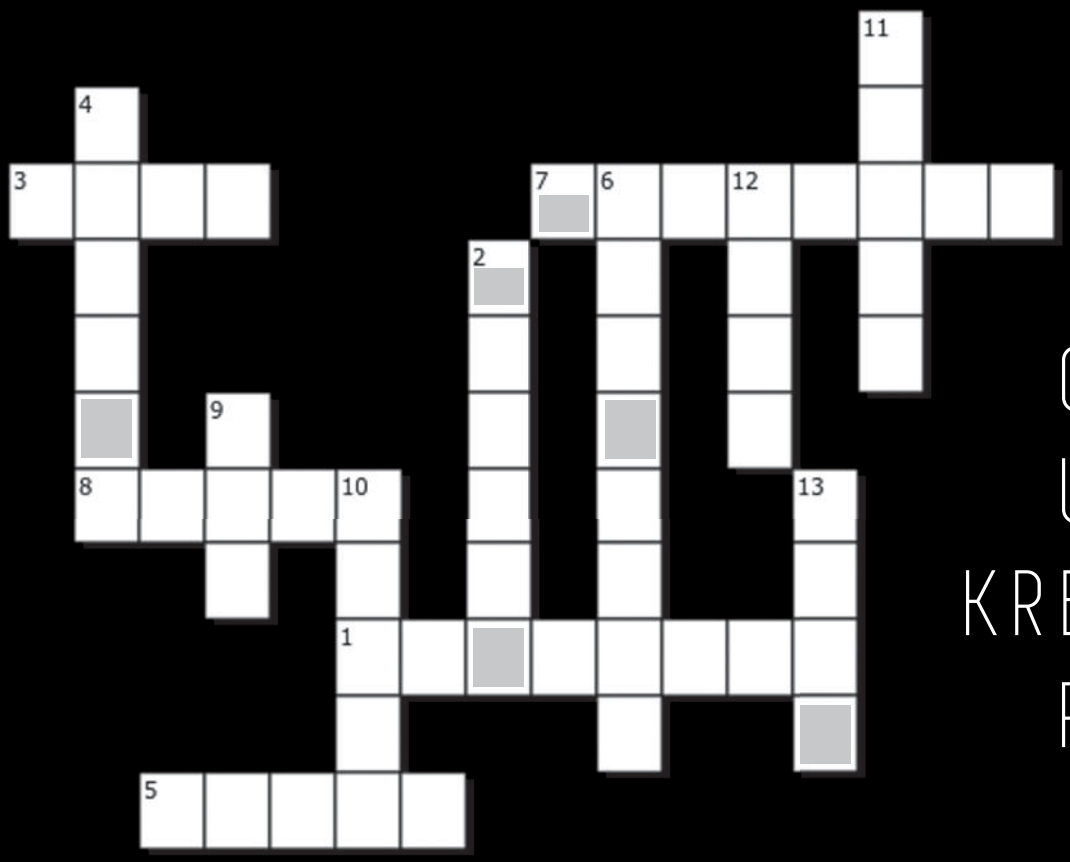
9. **Wie sähe die Einladung für diesen Gast aus?**

   Lieber Harald,

   bei uns trinken keine Amateure!

Ratef_ie_

Langeweile in der Vorlesung? Motivationstief am Schreibtisch? RateFRIED rät: Höchste Zeit, sich mit etwas Denksport von der Arbeit abzulenken!



QUKREUZ und R

Frage 1: Staat in Nordeuropa

Frage 2: in gerader Richtung

Frage 3: Schlussstellung, Remis im Schach

Frage 4: französische Stadt an der Loire

Frage 5: unnötig lange Strecke

Frage 6: Titel dieser Studierendenzeitschrift

Frage 7: Vorname des Unipräsidenten

Frage 8: obere Gesichtspartie

Frage 9: zu keiner Zeit

Frage 10: Klosterfrau

Frage 11: Nachname des Poetikprofessurinhabers 2014

Frage 12: zeitlos; immerzu

Frage 13: große Urzeitechse (Kurzform)

Lösungswort:

Sudoku

schwer

		7	5			2		
	3		6					
9	8		2	4			5	
6		4		3			8	
		8				4		
	5			8		1		7
	7			6	1		2	8
					7		4	
		6			5	3		

1		7	2		3	8		6
6		4		8	5	9	2	
8	2	5	9		1	4	7	
9	4	3	8	5	6		1	2
	1	2	3	7				4
7					4	3	9	5
	8	1	6	9		5	4	7
2		9	4		7	1		8
	7	6		1	8	2	3	

leicht

Wenn du erfolgreich warst, schicke das Lösungswort von Seite 28 bis zum 31. Januar an raetsel@ottfried.de! Zu gewinnen gibt es 5x2 Karten für das Spiel der DJK Brose Bamberg Damenmannschaft am 7. Februar gegen Take-Off Würzburg.

Tamara Pruchnow wäre fast am leichten Sudoku gescheitert, starrte es dann aber so lange böse an, bis es sich selbst löste.

Anzeige

SOLL ICH'S WIRKLICH MACHEN

DREI GLÜHWEIN ZUVOR:
NATALIE: HEY, ALLES KLAR?
JULIA: MEIN WLAN GEHT GERADE NICHT. JETZT KÖNNEN WIR GAR NICHT FÜR DEN ARTIKEL RECHERCHIEREN.
NATALIE: KOMM, WIR MACHEN ERST MAL DEN GLÜHWEIN AUF. DANN FÄLLT UNS BESTIMMT SCHNELLER WAS EIN.

Engelchen: Mädels, packt den Glühwein beiseite und fangt jetzt endlich mit eurem Artikel über gescheiterte Projekte in Bamberg an.

Teufelchen: Aber der Glühwein ist doch so lecker! Euch Mädels fällt doch eh nix mehr ein, so schnell wie der euch schon wieder zu Kopf gestiegen ist.

Engelchen: Wer feiern kann, muss auch arbeiten. Das ist meine Devise.

Teufelchen: Du kannst doch einer Germanistik- und einer Kowi-Studentin kein politisches Thema geben! Bei studierten Tratschtanten kann da doch nichts politisch Hochwertiges rauskommen – um es mal in deinen Worten auszudrücken

Engelchen: Trau den beiden doch nicht so wenig zu! Schließlich haben sie sich dafür bereit erklärt, also ziehen die das auch durch.

Teufelchen: Aber guck dir die zwei doch mal an. Die eine klagt schon die ganze Zeit, dass sie die Buchstaben auf dem Laptop so verschwommen sieht … Jetzt schon das dritte Glas Glühwein und noch keinen vernünftigen Satz zustande gebracht.

Engelchen: Aber in fünf Tagen muss der Artikel doch fertig sein. Und die zwei haben die nächsten Tage gar keine Zeit. Hey Mädels, jetzt gebt doch mal Vollgas!

Teufelchen: Ach, fünf Tage. Easy. Da haben die zwei ja noch massig Zeit.

Engelchen: Na, das würde ich nicht gerade behaupten. Hast du denn vergessen, wie erstaunt die ganze Redaktion bei der letzten Sitzung war, dass sich die zwei noch nicht für ihren Artikel getroffen haben? An ihrer Stelle würde ich nicht ohne ein Resultat zur nächsten Sitzung erscheinen.

ODER LASS ICH'S LIEBER SEIN?

Teufelchen: Sei nicht so streng! Wenn einer auf besinnliche Weihnachtszeit achtet, dann doch wohl du. Und wenn man einmal entspannen kann, dann jetzt. Es ist die Zeit, in der man sich auf das Wesentliche konzentriert. Und das sind ja schließlich Freunde und Familie. Siehste? Ich hab bei deinen öden Monologen aufgepasst!

Engelchen: Aber abgemacht ist abgemacht. Die beiden wollen die Chefredakteure schließlich nicht enttäuschen.

Teufelchen: Die haben doch so oder so immer was zu meckern.

Engelchen: Sei nicht so fies. Mit so einer negativen Einstellung erreicht man nichts im Leben.

Teufelchen: Was ist denn schon der Ottfried? Die Mädels haben doch grad Wichtigeres zu bequatschen.

Engelchen: Und was bitteschön? Die planen doch schon wieder ihren heutigen Partyabend … Absolut inkonsequent, dieses Verhalten!

Teufelchen: Lass sie doch machen, Moralapostel. Ich sag nur: Young, wild & free.

Engelchen: Die sind doch mittlerweile alt genug. Die müssen im Leben endlich Prioritäten setzen. Sonst wird das Konsequenzen nach sich ziehen.

Teufelchen: Sei nicht so ein Spießer. Die beiden sollen heut schön feiern gehen und den Abend genießen.

Engelchen: Aber erst nach getaner Arbeit. Ohne Fleiß kein Preis.

Teufelchen: Mehr als deine ollen Sprüche hast du aber auch nicht drauf, oder?

Engelchen: Im Berufsleben können die das später auch nicht machen. Ach herrjemine! Weil du mich jetzt schon wieder abgelenkt hast, hab ich gar nicht bemerkt, wie spät es ist. Schon gleich halb elf. Da wird das aber knapp mit dem Artikel. Und das WLAN geht immer noch nicht.

Teufelchen: Oh, halb elf. Jetzt wird's aber Zeit. Um zwei Uhr machen die Clubs in Bamberg doch schon wieder zu. Gut, dass du es sagst. Muss die beiden erinnern, bald mal loszugehen.

Engelchen: Na toll … Jetzt sind sie weg.

Teufelchen: Aber guck mal, da steht ja doch was …

Julia Braun und Nathalie Schneider wollten mit einer Good-Cop/Bad-Cop-Strategie die Absolution für ihr Scheitern von den Chefredakteuren erhalten. Hat nicht geklappt.

… JEIN!

GESCHEITERT?

Fotos: Maximilian Krauss

Joke, 21, Anglistik & Germanistik, 7. Semester

Eigentlich wollte ich nach dem Abi nach Wales gehen, um dort zu studieren, doch dieses Vorhaben ist an meiner Geschichtsnote wegen eines Punktes gescheitert. Zuerst habe ich meiner verpatzten Chance nachgetrauert, aber schließlich habe ich eingesehen, dass es auch seine Vorteile hat, hier statt im Ausland zu studieren. So bin ich näher an meiner Familie und meinen Freunden, spare mir immense Studiengebühren, und ein Auslandssemester kann ich später immer noch machen.

Martin, 22, Psychologie, 5. Semester

Als meine Familie dieses Jahr überlegte, sich einen Hund zuzulegen, war ich sofort dagegen. Wir haben schon seit sieben Jahren eine Katze und ich konnte mir nicht vorstellen, dass sich die beiden vertragen. Zudem bin ich eher der „Katzentyp“ und hatte bisher schlechte Erfahrungen mit Hunden. Letztlich konnte ich mich aber nicht gegen den Willen meiner Schwester durchsetzen. Darüber bin ich mittlerweile unglaublich froh, denn jetzt würde ich unseren Hundewelpen „Seppi“ um nichts in der Welt wieder hergeben wollen!

Ariane, 21, Psychologie, 3. Semester

Als ich für einen Auslandsaufenthalt nach Vancouver Island ging, war ich zuerst total euphorisch und freute mich auf das Land und die Leute, allen voran natürlich auf meine Gastfamilie. Doch gerade mit dieser funktionierte das Zusammenleben nicht und es gab nur Chaos. Anfangs war ich richtig fertig, aber als ich die Familie schließlich wechselte, wurde alles besser. Meine zweite Gastfamilie ermöglichte mir einen wunderschönen Aufenthalt und ich verstand mich mit allen super, sodass ich noch heute mit ihnen in Kontakt stehe.

Wann warst du zuletzt glücklich darüber, dass etwas gescheitert ist?

Umfrage:
Tanja Telenga

Jakob, 19, Theologie & Philosophie, 1. Semester

Seit meiner Kindheit spiele ich leidenschaftlich Klavier. Als ich dann dieses Jahr trotz harter Konkurrenz an der besten Uni für Musik genommen wurde, erfüllte sich für mich ein Traum. Doch ein tragischer Schicksalsschlag in meiner Familie hat mich komplett aus der Bahn geworfen. Mein ursprüngliches Vorhaben, Pianist zu werden, war dahin, stattdessen studiere ich jetzt Theologie und kann mir gut vorstellen, als Mönch ins Kloster zu gehen. Ich fühle einfach, dass ich in Gottes Nähe meinen richtigen Platz gefunden habe.

Esther, 20, Berufliche Bildung, 1. Semester

Ich komme aus der Nähe von Osnabrück und wollte in Niedersachsen studieren, um näher bei meiner Familie zu sein. Aber da es meinen Studiengang in Deutschland nur selten gibt und ich von den anderen Unis Absagen erhalten habe, hat es mich hierher verschlagen. Obwohl Bamberg nicht meine erste Wahl war, bin ich froh, hier zu sein, denn die Stadt ist wunderschön, ich habe nette Leute kennengelernt und dadurch, dass ich meine Familie nicht mehr so oft sehen kann, ist es umso schöner, wieder nach Hause zu kommen.

Marina, 25, BWL Master, 1. Semester

Nach dem Abitur hatte ich mich bei einer großen Discount-Kette für ein Duales Studium beworben, doch es klappte nicht. Zum Glück! Denn später habe ich von einer Bekannten erfahren, dass ihr das Duale Studium gar nicht gefallen hat, sodass sie es sogar abgebrochen hat. Ich hingegen hatte die Möglichkeit, ein Jahr in Australien zu verbringen und einfach mal abzuschalten. Anschließend habe ich mein Bachelorstudium begonnen und bin mittlerweile überzeugt, dass das der bessere Weg für mich war.

Die Uni wäre ohne Internet nicht mehr vorstellbar. Und doch werden die Möglichkeiten des viel gepriesenen E-Learning, das Studenten interaktives und individuelles Lernen ermöglichen soll, noch zu wenig genutzt.

Uni 2.0 – Tafel und Kreide war gestern!

Über Jahrhunderte hat sich ausgerechnet an denjenigen Institutionen, die nach immer neuen Erkenntnissen streben, verhältnismäßig wenig an den Lehrmethoden verändert. Vorne am Rednerpult steht der Professor, Reihe um Reihe in den Bänken sitzen die Studierenden; die einen schreiben brav mit, die anderen sind in ein Gespräch mit dem Nachbarn verwickelt. Viel tiefgreifender hat sich der Alltag der Studierenden verändert: Es ist für sie eine Selbstverständlichkeit geworden, sich über Facebook auszutauschen, per Twitter zu informieren oder bei YouTube abzulenken. An Hochschulen dient Informationstechnologie vor allem als Forschungsprojekt, E-Learning spielt bis jetzt eher noch eine Nebenrolle. Es gibt dennoch gute Möglichkeiten, sich online weiterzubilden: Du würdest gerne noch etwas völlig anderes belegen, was nicht in deinem Modulhandbuch vorgesehen ist? Zu Zeiten von Uni 2.0 stellt das kein Problem dar. Eine kleine Auswahl reizvoller Angebote haben wir für dich zusammengestellt.

vhb

Die Virtuelle Hochschule Bayern bietet allen Studierenden, die an einer bayerischen Hochschule immatrikuliert sind, eine breite Auswahl an kostenlosen Onlinekursen. Die Teilnehmer erhalten einen Zugang zum e-Learning-Portal der Trägerhochschule. Benotet werden Übungen, Projektarbeiten, Textaufgaben oder Abschlussklausuren. Häufig ist es möglich, sich erbrachte Leistungen im Fachstudium anrechnen zu lassen. Hierfür ist es wichtig, sich vorher beim Prüfungsamt und in der Fachstudienberatung genau zu informieren.

video2brain

Seit Anfang 2014 stehen Studierenden der Universität Bamberg IT-Videotrainings von video2brain frei zur Verfügung. Das Angebot des Rechenzentrums ermöglicht Interessierten, aus elf Kategorien zu wählen. So können sie Grundlagen des Programmierens, Tabellenkalkulation mit Microsoft Excel oder Bildbearbeitung mit Adobe Photoshop erlernen. Ohne eine Unilizenz sind die Tutorials kostenpflichtig.

Coursera
Die Internetplattform Coursera arbeitet mit renommierten Universitäten wie Harvard und Standford zusammen und stellt deren Lehrmaterialien und Kurse zur kostenlosen Nutzung online. Mit Videos, Quizfragen und Feedback von anderen Teilnehmern soll der Stoff erarbeitet werden. Die Kurse sind überwiegend auf Englisch und decken eine enorme Bandbreite an Fachgebieten ab. Gegen eine Gebühr ist in manchen Veranstaltungen auch ein Zertifikat erhältlich.

Academic Earth
Die grundlegende Idee hinter Academic Earth ist es, ein hochwertiges Lehrangebot präsentiert von ausgewählten Dozenten weltweit im Internet zur Verfügung zu stellen – und zwar völlig kostenlos. Wie Coursera arbeitet auch Academic Earth dafür mit zahlreichen renommierten Hochschulen wie Princeton, Yale oder Oxford zusammen. Sie bieten Kurse für nahezu jeden Geschmack an.

TED
Ted steht für Technology, Entertainment, Design und ist eine Plattform für Leute mit inspirierenden Ideen. Jeder kann mitdiskutieren und seine Gedanken vor einem Publikum vortragen. Die Vorträge werden beispielsweise auf YouTube frei zur Verfügung gestellt. Ob über ein motivierendes Arbeitsklima oder Meeresbiologie, jeder darf präsentieren und mitdiskutieren. Unter den Rednern fanden sich unter anderem bereits Bill Gates, Al Gore oder Edward Snowden.

Khan Academy
Um gute Bildung für jeden zugänglich zu machen, stellt die Khan Academy zahlreiche englischsprachige und auch einige deutsche Videos unterschiedlicher Fachrichtungen zur Verfügung. Was mit einem einzelnen Mann begann, der einem Verwandten etwas erklären wollte, entwickelte sich zu einer Organisation mit über 80 Mitarbeitern.

iTunes
Über iTunes können Interessierte kostenlos aus tausenden, überwiegend englischsprachigen Vorlesungen auswählen. Sie stehen als Video- oder Audiopodcasts zur Verfügung. Hier sind unter anderem auch Beiträge von amerikanischen und britischen Eliteunis wie Cambridge, Yale, Harvard oder dem MIT zu finden.

Leichtfüßig durch das Netz tänzelnd ertappten sich Andreas Rossbach und Ann-Charlotte Stegbauer immer wieder dabei, etwas gelernt und gestaunt zu haben.

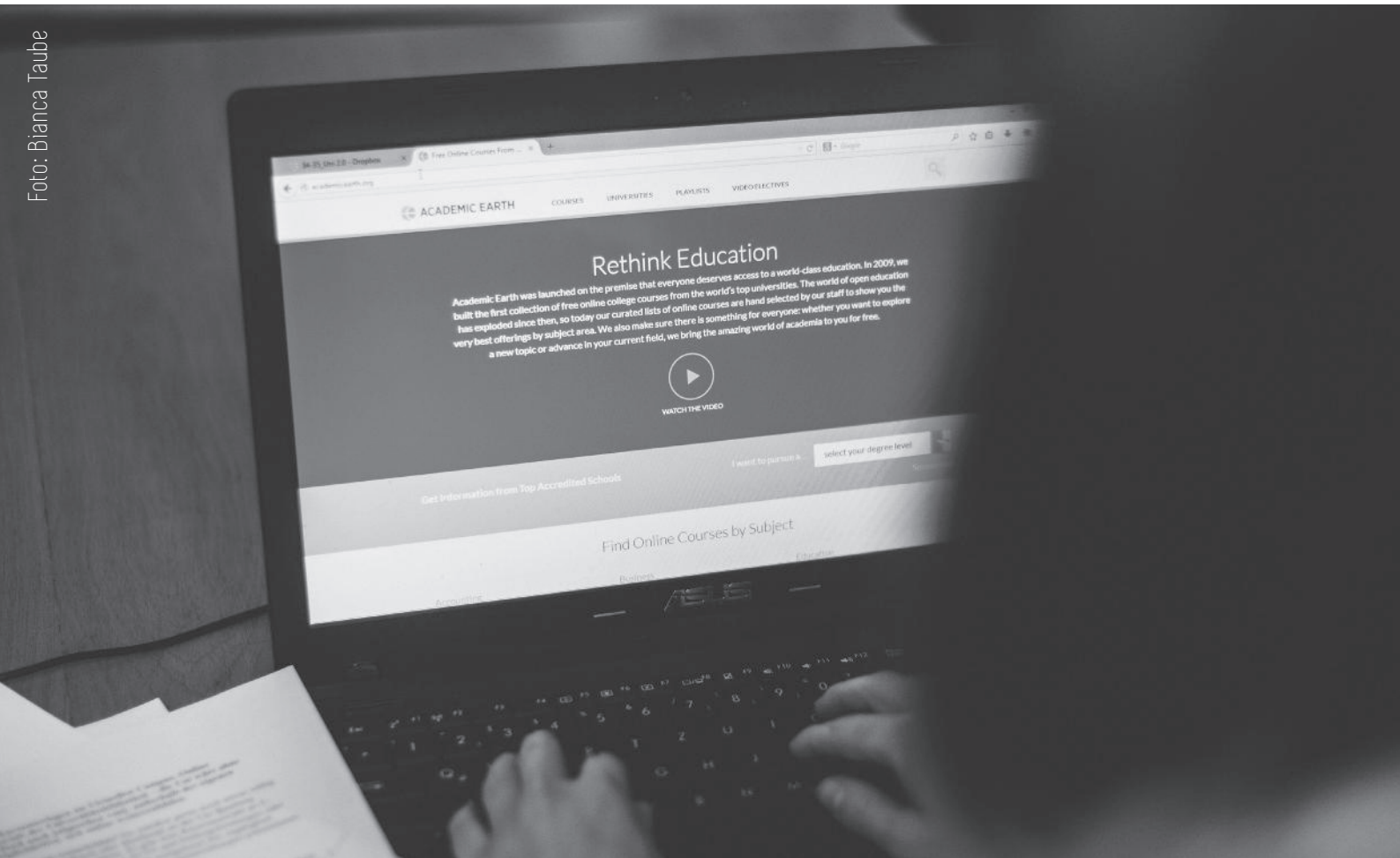


Foto: Bianca Taube

Zurück in die Vergangenheit

Kaum zu glauben, dein Prof hat auch mal studiert.
Teil 12 unserer Serie: Prof. Dr. Sebastian Kempgen,
Lehrstuhlinhaber für Slavische Sprachwissenschaft.

Sehr geehrter Herr Prof. Kempgen, sind Sie der Meinung, dass sich Studieren in den letzten Jahrzehnten fundamental gewandelt hat?

Auf jeden Fall. Als ich selber studiert habe, war das Studium einerseits noch sehr viel elitärer, weil eine sehr viel kleinere Zahl der damaligen Abiturienten gewagt hat, das Studium aufzunehmen. Es war gleichzeitig sehr viel politischer. Ich habe 1971 angefangen zu studieren, das heißt, dass an den Universitäten die Nachwehen der 68er-Zeit zu spüren waren. Die Studierendenvertretungen waren gekennzeichnet durch politische Gruppierungen wie die Marxisten, Leninisten, SDS und andere, deren Namen man heute kaum noch kennt, die aber das Stimmungsbild an den Universitäten geprägt haben.

Damals war die Stimmung lebhafter, zum Teil aggressiver. Es wurde sehr viel mehr hinterfragt, worin der Sinn der Universität und der Lehre denn besteht – mit guten Gründen. Insgesamt war damals ein sehr grundsätzliches Hinterfragen der Bundesrepublik, ihrer Überzeugungen und der politischen Ausrichtung zu spüren.

Foto: privat

Gab es zu dieser Zeit ein historisches Ereignis, das Sie besonders geprägt hat?

Sicher Willy Brandt mit seiner Ostpolitik und der Öffnung nach außen, der Kooperation mit dem Osten als der große politische Rahmen.

Was empfanden Sie als besonders, was hat Sie daran gereizt?

Der Gedanke der Aussöhnung mit dem Osten, die Gesprächsbereitschaft mit den Regierungen in Osteuropa, mehr zu erfahren, mehr zu wissen über den osteuropäischen Kulturraum und seine Besonderheiten, das hat mich gereizt.

Was würden Sie denn dann zur aktuellen Medienberichterstattung bezüglich Russland sagen?

Die russische Politik ist eine Katastrophe. Da kann man eigentlich nur den Kopf schütteln, wie sich insbesondere Herr Putin wieder aufspielt. Und sehr erschütternd ist es auch zu sehen, wie viel Rückhalt er in der russischen Bevölkerung mit seinen populistischen Thesen hat.

Wie bewerten Sie den Bologna Prozess?

Ich war seinerzeit selbst Teil einer kleinen Arbeitsgemeinschaft in der Fakultät in Split, als wir die Bachelor- und Masterstudiengänge konzipiert haben. Wir haben uns damals sehr genau angeschaut, wie viel Scheine man eigentlich nach dem alten System machen musste, und wie viel wir davon dann in den Bologna-Studiengängen umsetzen können. Auf dieser

Foto: Jil Sayffaerth

auch, dass man jetzt zu Dingen auf der Welt seine Stimme erheben kann, die uns alle betreffen.

Was wäre denn eine Botschaft, die Sie eines Tages Ihren Enkeln mit auf den Weg geben wollen?

Das ist schwierig. Also, was man auf jeden Fall an sich selbst feststellt, ist, dass man im Laufe der Jahrzehnte doch eine gewisse Gelassenheit gegenüber manchen Dingen gewinnt, da man sieht, dass sich Diskussionen wiederholen, dass sich gewisse Grundsatzprobleme und Grundsatzdiskurse in der Gesellschaft nicht auflösen oder nicht zu Ende bringen lassen. Diese Gelassenheit ist sicher etwas, das man weitergeben kann.

Jil Sayffaerth ist von Zeitreisen fasziniert, hat aber selbst noch nie eine gemacht. Im vorigen Sommer wird sie endlich in die Zukunft aufbrechen.

Ebene gerechnet ist bei unseren Studienfächern sicherlich keine Mehrbelastung gegenüber früher festzustellen. Das Studium ist insgesamt aber strukturierter geworden. Das hängt auch damit zusammen, dass heute einfach sehr viel mehr Leute an den Universitäten studieren. Für einen so viel größeren Betrieb braucht man einfach gewisse Strukturen, damit alles reibungslos läuft. Was sich an dem ganzen System verändert hat, ist die Vorstellung der Bologna-Väter, ein Student würde nun 40 Stunden der Woche seinem Studium widmen können – genau wie ein Arbeitnehmer – und man könne das ganze ja abzüglich ein paar Wochen Urlaub so in die Gesamtkalkulation mit einbringen. So dachte man früher nicht. Die Rahmenbedingungen haben sich geändert, die eigentlichen Inhalte sind aber nicht so viel anders geworden.

Würden Sie, auch in Ihrer Position als Vizepräsident, sagen, dass wir Studierenden zu wenig Kritik äußern, oder gibt es einfach weniger zu kritisieren?

Also wenn es etwas zu kritisieren gibt, dann natürlich auf einem sehr hohen Niveau. Denn der Standard, den Deutschland erreicht hat, ist doch ein ganz anderer als in vielen anderen Ländern, in denen man seine Stimme für grundsätzlichere Dinge erheben müsste. Also ja, es ist eine gesellschaftliche Entwicklung, dass grundsätzlich weniger kritisiert wird, aber das bedeutet nicht, dass auf der Welt weniger Dinge da sind, für die man seine Stimme erheben kann. Globalisierung bedeutet ja

INFO
Lebenslauf

Professor Dr. Kempgen stammt aus Nordrhein-Westfalen: Er legte dort sein Abitur ab und studierte Slavistik und Allgemeine Sprachwissenschaft in Bochum und Münster. Seit 1991 ist er an der Universität in Bamberg heimisch. In seiner Rolle als Vizepräsident sieht er sich als Anwalt der Studierendeninteressen innerhalb der Unileitung. Seit 2013 lehrt er auch in Bitola, Mazedonien. In seiner Freizeit spielt er Bass und war von 2006-2010 Vorsitzender des Deutschen Slavistikverbandes.

OTTipedia

Täglich wird an der Uni Bamberg an spannenden Arbeiten gefeilt, die kaum jemand je zu Gesicht bekommt. Teil 2 unserer Serie über ungehobene akademischen Schätze.

„Soziale Ungleicheit an deutschen Universitäten“

Promotionsprojekt von Friederike Schlücker

an der Bamberg Graduate School of Social Sciences (BAGSS)

(Doktorvater: Prof. Dr. Steffen Schindler, Universität Bamberg)

Foto: Andreas Fischer

Friederike Schlücker, 28, hat Sozialökonomik und Soziologie in Nürnberg, Straßburg und Bamberg studiert.

Warum alle gleich, aber manche gleicher sind

Soziale Herkunft und Bildungschancen

Spätestens seit PISA ist auch außerhalb der Bildungsforschung bekannt, dass in Deutschland die soziale Stellung der Eltern (u. a. ihre Bildung und Berufe) die Schullaufbahn ihrer Kinder beeinflusst. Kinder aus hohen sozialen Schichten weisen durchschnittlich leicht bessere Noten auf. Außerdem entscheiden sie sich bei gleicher Leistung häufiger für prestigereichere Bildungszweige als Kinder, deren Eltern einer niedrigeren sozialen Klasse angehören.[1] Das zeigt sich auch bei der Entscheidung der Abiturienten für oder gegen ein Studium. Studierende sind daher sozial selektiert und stellen nur einen kleinen Ausschnitt aller Personen in ihrem Alter dar.[2] Auch an der Universität tun sich Unterschiede zwischen Studierenden aus bildungsnahen und -fernen Schichten auf. In meinem Promotionsprojekt untersuche ich, wie sich die soziale Herkunft von Studierenden auf ihre Studienleistungen auswirkt und wie man diesen Zusammenhang erklären kann.

Empirische Analysen zeigen, dass die Durchschnittsnoten von Studierenden mit der sozialen Stellung der Eltern korrelieren (siehe Grafik).[3] Diese Notenunterschiede sind klein, aber statistisch signifikant und unabhängig vom Fachbereich in der gesamten Studierendenschaft vorzufinden. Mein Ziel ist es, diese Notenunterschiede zu erklären: Weshalb bekommen Studierende, deren Eltern beispielsweise selbst studiert haben, bessere Noten? Auf welche Ressourcen können diese Kinder zurückgreifen, die für ihre Studienleistung förderlich sind? Unterscheidet sich das Studierverhalten nach sozialer Herkunft? Welche Rolle spielt z. B. Studienmotivation?

Nach dem aktuellen Forschungsstand verschiedener Disziplinen (v. a. Soziologie, Pädagogik, Psychologie) lassen sich mögliche Erklärungen

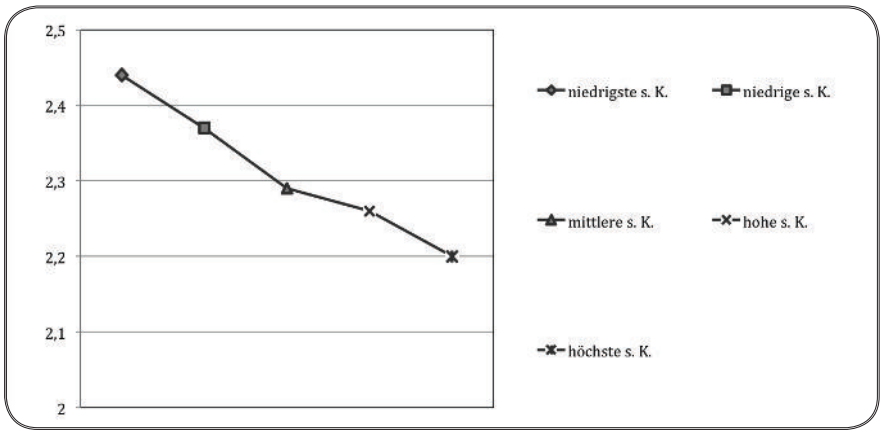
den folgenden Gruppen zuordnen:

a) Latente Merkmale, die nach sozialer Herkunft variieren können (über Sozialisation und Vererbung). Als förderlich für gute Noten haben sich u. a. Gewissenhaftigkeit, Konzentration, Selbstwirksamkeit, Zielmotivation, Kontrollüberzeugung und emotionales Wohlbefinden an der Universität erwiesen.[4]

b) Ressourcen der Studierenden. Dazu zählen ökonomische, zeitliche (Nebenjob), soziale und kulturelle Ressourcen sowie direkte familiäre Hilfestellung im universitären Alltag (Informationen, Beratung, Korrekturlesen etc.), die in einem positiven Zusammenhang mit guten Prüfungsleistungen stehen.[5] Auch diese Ressourcen ergeben sich unter Umständen aus der sozialen Position der Eltern.

c) Leistungsrelevantes Verhalten. Hier wird unterschieden zwischen Verhalten in Prüfungssituationen, das direkt die Note beeinflusst, und dem generellen Verhalten im Studium, welches der Vorbereitung von Prüfungen dient. In mündlichen Prüfungen spielt z. B. der ‚korrekte' Umgang mit Dozierenden eine Rolle; generell ist die Beherrschung der universitätstypischen Sprache ein Faktor, der mit in die Bewertung einfließt.[6] Für gute Noten förderlich haben sich u. a. regelmäßiger Besuch von Lehrveranstaltungen, aktive Teilnahme an diesen und Zeitmanagement erwiesen.[7] Auch zeigt sich die soziale Integration (z. B. Hilfe suchen) an der Universität als förderlich für gute Leistungen.[8]

Abbildung: Durchschnittsnote nach sozialer Klasse (s. K.) an deutschen Hochschulen



Alle genannten Faktoren haben sich in bisherigen Untersuchungen entweder als abhängig von der sozialen Herkunft gezeigt, oder dieser Zusammenhang ist unsicher bzw. bisher nicht untersucht worden. Diese – sehr vereinfachte – Übersicht verdeutlicht, wie vielfältig die kausalen Zusammenhänge zwischen sozialer Herkunft und Universitätsnoten sein können.

Um meine Annahmen über die Mechanismen empirisch zu überprüfen, werde ich deutschlandweit Studierende befragen. In den kommenden Monaten entwerfe und teste ich einen Fragebogen, mit dem Informationen zu den verschiedenen Wirkmechanismen gesammelt werden können. Ab dem Wintersemester 2015/2016 werde ich dann meine Onlinebefragung durchführen und hoffe dafür auf rege Teilnahme aller Studierenden.

1) Becker, R. & Lauterbach, W. (2010). Bildung als Privileg – Ursachen, Mechanismen, Prozesse und Wirkungen. In Becker, R. & Lauterbach, W. (Hrsg.), Bildung als Privileg. Erklärungen und Befunde zu den Ursachen der Bildungsungleichheit (S. 11-49). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

2) Schindler, S. (2014). Wege zur Studienberechtigung – Wege ins Studium? Eine Analyse sozialer Inklusions- und Ablenkungsprozesse. Wiesbaden: Springer VS.

3) Daten: Studierendensurvey 2010. Studierende ab dem 3. Semester und höher. Eigene Berechnungen.

4) z. B. Richardson, M., Abraham, C. & Bond, R. (2012). Psychological Correlates of University Students' Academic Performance: A Systematic Review and Meta-Analysis. Psychological Bulletin, 138 (2), 353–387; Conard, M. A. (2006). Aptitude is not enough: How personality and behavior predict academic performance. Journal of Research in Personality, 40 (3), 339–346.

5) z. B. Bourdieu, P. & Passeron, J.-C. (1971). Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs. Stuttgart: Klett; Thomas, L. & Quinn, J. (2007). First generation entry into higher education. An international study. Maidenhead: Society for Research into Higher Education and Open University Press.

6)z. B. Beaufaÿs, S. (2003). Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft. Bielefeld: transcript.

7) z. B. Credé, M. & Kuncel, N. R. (2008). Study Habits, Skills, and Attitudes: The Third Pillar Supporting Collegiate Academic Performance. Perspectives on Psychological Science, 3 (6), 425-453; Brint, S., Cantwell, A. M. & Saxena, P. (2008). Disciplinary Categories, Majors, and Undergraduate Academic Experiences: Rethinking Bok's "Underachieving Colleges" Thesis. Research in Higher Education, 53 (1), 1-25.

8) z.B. Stephens, N. M.; Hamedani, M. G.& Destin, M. (2014). Closing the Social-Class Achievement Gap: A Difference-Education Intervention Improves First-Generation Students' Academic Performance and All Students' College Transition. Psychological Science, 25 (4), 943-953.

Alte Liebe *rostet* nicht

Als wir uns nach gefühlt tausend Stufen endlich in den dritten Stock der Kapuzinerstraße 25 gequält haben, sind wir ein bisschen enttäuscht: In unserem Kopfkino befindet sich ein Archiv immer im Keller – verwinkelte, verstaubte Gänge und in der hintersten Ecke ein grauer Archivar, der seit der Jahrtausendwende kein Sonnenlicht mehr erblickt hat. Tatsächlich sieht es ein bisschen anders aus.

Wir besuchen heute einen Ort, von dem die meisten Studierenden nicht einmal wissen, dass er existiert: das Archiv der Universität. Leiterin Margrit Prussat, die dem alten Archivar unserer Fantasie kein bisschen ähnelt, begrüßt uns herzlich in ihrem Reich – sie freut sich über die Möglichkeit, das recht unbekannte Archiv vorzustellen. Wir sind hier, um uns ein Bild davon zu machen, wie die Arbeit der Archivarin abläuft. Auf der Uni-Homepage ist dazu Folgendes zu finden: „Das Archiv der Otto-Friedrich-Universität Bamberg fungiert als kulturelles und historisches Gedächtnis der Universität.“ Frau Prussat erklärt uns das ein bisschen genauer: Im Archiv lagern alle für die Universität relevanten Unterlagen: Prüfungsordnungen, Urkunden, VHS-Kassetten und viele, viele Ordner, angefüllt mit Uni-Interna. Auch alle Studierenden finden sich hier – zumindest die Matrikelnummer wird vermerkt.

Bücherstapel? Keine Spur.

Wir erfahren, dass ein Archiv keineswegs verstaubt und vollgestapelt ist. Vielmehr gibt es strenge Richtlinien, wie die Archivalien gelagert werden müssen. Es darf weder zu warm, noch zu kalt, weder zu feucht noch zu trocken sein, und Bücherstapel gibt es hier schon gar keine. Stattdessen werden die Unterlagen in speziell angefertigten, holzfreien Kartons aufbewahrt, bei denen einer bis zu 25 Euro kostet. Diese Kartons werden in Rollregal im Magazin gelagert, dort sind Temperatur und Luftfeuchtigkeit an das Papier angepasst – was nicht unbedingt der Wohlfühltemperatur eines Menschen entspricht. Wir frieren.

Das Archiv und die NASA

Zum Glück ist es in den Büroräumen der Angestellten wärmer. Eine davon ist Franziska Schultheiß. Sie ist für die Digitalisierung der Archivalien zuständig. Denn auch Papier hält sich nicht ewig, VHS-Kassetten erst recht nicht. Deshalb soll eine digitale Datenbank angelegt werden, auf die man irgendwann einmal online zugreifen kann. Ein spannendes Beispiel, an dem Frau Schultheiß zurzeit arbeitet, stellt ein Strafkatalog aus dem 19. Jahrhundert dar: Hier ist noch vermerkt, wie nächtliches Lärmen der Studierenden für Unmut bei den Anwohnern sorgte. Also gar nicht so viel anders als bei uns – nur, dass wir für das späte Treiben nicht

Fotos: Maximilian Krauss

mehr mit dem Karzer, sondern lediglich mit dem Kater danach gestraft werden. Auch Georg Kö beschäftigt sich mit der Datendigitalisierung, allerdings sehr viel technischer. Denn auch digitale Daten können altern. Das weiß jeder, der schon einmal versucht hat, ein Word-Dokument von 1998 mit Office 2013 zu öffnen. Nicht nur unser kleines Archiv hat mit diesem Problem zu kämpfen, auch die NASA beschäftigt sich damit schon lange: Tatsächlich sind die digitalen Daten der ersten Mondlandung verloren gegangen. Das aus diesem Anlass entwickelte Programm für nachhaltige Datenspeicherung nutzt auch das Archiv der Uni Bamberg.

Archiv oder Tonne?

Das Archiv bewahrt keineswegs jeden alten Krempel auf: „Wir bekommen ganze Aktenberge, aber alles können wir nicht aufheben“, erzählt die Archivleiterin. Die Aufnahme eines Dokuments läuft deswegen folgendermaßen ab: Nehmen wir an, unser Präsident Prof. Dr. Dr. Ruppert schreibt einen Brief an das Kultusministerium. Die Kopie dieses Briefs heftet er in seinem Büro ab. Fünf Jahre später quellen die Regale über – es wird Zeit auszusortieren. Also ruft Herr Ruppert bei Frau Prussat an. Nun entscheiden sie, was ins Archiv und was in die Tonne gehört. Systematisch wird alles geordnet, und so landet auch der Brief ans Ministerium irgendwann im Magazin. Hier kann jeder vorbeikommen und Einsicht in die Unterlagen fordern. Manchmal ist das gar nicht so einfach, denn Persönlichkeits- und Datenschutzrechte müssen gewahrt werden. Viele Daten sind erst Jahre nach ihrer Aufnahme zugänglich.

Foto: Homepage der Otto-Friedrich-Universität Bamberg

Das Archivteam der Uni

Trotzdem lohnt es sich, einen Blick ins Archiv zu werfen. Hier finden sich nicht nur verborgene Schätze wie das 300 Jahre alte Immatrikulationsverzeichnis, sondern eines Tages vielleicht auch die eigene Bachelorarbeit – ordentlich verstaut, statt verstaubt, in einem garantiert holzfreien Pappkarton.

Larissa Günther und Jil Sayffaerth hätten eigentlich gerne in Hogwarts studiert, scheiterten aber an der Suche nach Gleis 9 3/4.

„Heißer Sommer“ vor Weihnachten

Der Münchner Schriftsteller Uwe Timm las am 18. Dezember in Bamberg aus seinem Debütroman „Heißer Sommer“ von 1974. Am nächsten Morgen plauderte Timm nach einem ausgiebigen Frühstück in einer Bamberger Hotellobby mit dem OTTFRIED.

Herr Timm, haben Sie gerne studiert?
Für mich war das Studium etwas ganz Wunderbares, buchstäblich das Reich der Freiheit. Das hängt auch damit zusammen, dass damals andere Verhältnisse herrschten. Ich wusste zwar immer, dass ich Schriftsteller werden wollte, habe mich aber auch viel getummelt und überall mit reingehört. Ich habe auch viel geschrieben, ausprobiert, weggeschmissen. Zur Weiterentwicklung gehört immer auch Arbeit dazu. Man fängt an, über sich nachzudenken. Daraus ist einiges erwachsen.

Haben Sie auch diesen Zwiespalt kennengelernt, zwischen dem, was man tun möchte, und dem, was Sicherheit bringt, zu entscheiden?
Für mich war das hauptberufliche Schreiben ein Sprung ins Dunkle. Ich wusste nicht, ob man davon leben kann. Es war mir aber auch egal. Denn es war wichtig für mich, das zu wagen, weil man mit dem Schreiben auch über sich selbst nachdenkt. Ich finde, man sollte wirklich das entschieden machen, wozu man Lust hat und wo man glaubt, seine Fähigkeiten zu haben. Ich erlebe ja auch, dass Leute in meinem Alter traurig auf ihr Leben zurückblicken und sagen: ‚Hätte ich nur nicht den sicheren Weg beschritten!‘ Heute verkaufen sich meine Bücher gut. Das beruhigt natürlich.

> *Ich wusste damals nicht, ob man vom Schreiben leben kann. Es war mir auch egal.*

Welches Potenzial steckt in der Sprache?
Dadurch, dass man versucht, Informationen in Sprache zu fassen, erfährt man auch über seine eigenen Emotionen mehr. Man erreicht einen höheren Grad der Empfindung. Es schult die Beobachtung. Wenn Sie den gestrigen Morgen beschreiben sollen und was Sie da gemacht haben, werden Sie feststellen, dass alles ziemlich im Dunst liegt. Also ist das Erzählen und genauere Hinsehen auch eine Bewusstseinsschulung.

Foto: Julia Braun

Gibt es einen Unterschied in der Vermittlung von Geschichten in Sprache und in Bildern?
Ja, ganz entschieden. Das sind zwei Wahrnehmungsformen. Etwas, das ein Film nicht hat, ist die Imagination, die man braucht, um sich das in Büchern Geschriebene vorzustellen. Jeder hat eine eigene Vorstellung, das ist ja das Wunderbare. Im Film ist es immer eine Reduktion. Da gibt es also einen wirklich starken Unterschied.

Verlangt das dem Leser nicht einiges an Anstrengung ab?
Lesen ist Arbeit, das muss man wirklich sagen. Das fängt schon beim Lesenlernen an. Alphabetisierung ist knallharte Arbeit. Das wird von einigen beantwortet, indem sie nie wieder lesen, andere internalisieren es so sehr, dass sie nur noch schreiben. Sich mit Sprache zu beschäftigen, ist wie beim Handwerk auch. Wenn man etwas beherrscht, bekommt es etwas Lustvolles und man kann freier damit umgehen.

Macht diese Hürde Bücher und das Lesen nicht unattraktiv?
Klar, als ich anfing mit meinem ersten Roman „Heißer Sommer“, dachte ich, man könnte mit den Büchern direkt an die Bevölkerung ran. Das ist natürlich eine Illusion, es liest immer nur ein begrenzter Teil. Aber diejenigen, die das lesen, geben ihre Eindrücke ja auch weiter. Bei der ernsten Literatur ist das aber ein langsamer Prozess.

Ist das Potenzial, etwas mit Literatur auszurichten, geringer geworden?
Das weiß ich nicht. Ich weiß nur eines: Die Möglichkeiten, zu schreiben und veröffentlicht zu werden, sind unverhältnismäßig besser als früher, das ist gar kein Vergleich. Es gibt so viele Stipendien, Workshops oder Schreibkurse an der Uni. Ob das auch wirksam ist? Ich glaube ja. Die Slam Poetry ist ja ein Beispiel dafür, dass etwas einen breiteren Kreis und vor allem junge Menschen erreicht. Das finde ich schön, weil da auch unbekannte Autoren auftreten.

Wie kommt man mit Lesern in Kontakt?
Naja, das ist die zarte Pflanze der Lesungen. Am Anfang ist es natürlich noch nicht so, dass man Massen versammelt, bei meinen ersten Lesungen waren es höchstens zwanzig Leute. Eine Ausnahme war eine Lesung im Audimax vor 1300 Leuten in Hamburg, wobei ich damals mit den Studentenrevolten ein Thema hatte, das mit dem Zeitgeist korrespondierte. Das macht viel aus.

Sind die Kontakte am Signiertisch lehrreich, anstrengend oder beglückend?
Es ist die einzige Gelegenheit, mit den Lesern zusammenzutreffen.

Dabei passiert es relativ selten, dass ich jemanden kennenlerne und etwas Besonderes entsteht. Meistens sind es Leute, die mir erzählen, was mein Buch bei Ihnen ausgelöst hat. Das interessiert mich wirklich sehr.

Muss man sich einen Leserkreis immer neu erarbeiten, oder gibt es Stammleser?

Das hört sich zwar religiös an, aber man hat schon so eine gewisse Gemeinde. Meistens sind es ungefähr 6.000 Bücher, die sofort weggehen und der Rest erst nach und nach. Es gibt also schon einen harten Kern, der darauf wartet, was denn als nächstes kommt. Bei den anderen gibt es sicherlich oft Wechsel.

Achten sie bei dem, was Sie tun, auf die Fachpresse oder die Leserschaft?

Ich achte überhaupt nicht darauf. Es ist fatal und der Anfang von Manipulation, wenn man Kompromisse macht, weil man meint, etwas könnte spannender sein und sich besser verkaufen. Ich denke, das machen die meisten Autoren ernster Literatur nicht.

Aber die Rückmeldungen von Lesern sind doch bestimmt von Bedeutung?

Es freut mich natürlich, wenn jemand sagt, dass ein Buch für ihn wichtig war. Dann hat es ja etwas ausgelöst. Das wünscht man sich als Schriftsteller. Denn natürlich schreibt man nicht für die Schublade, das ist immer so eine Heuchelei mancher Autoren. Jede Zeile zielt in sich selbst immer auch auf einen Leser. Man darf nur nicht den Fehler machen, schon beim Schreiben Erwartungen zu haben und Kompromisse zu machen. Man muss das tun, was einen umtreibt.

Braucht es heute ein höheres Maß an Empörung über politische und gesellschaftliche Zustände, um zur öffentlichen Kritik zu treiben?

Zur Empörung gehört, dass man genau weiß, wogegen sie sich richten kann. Wenn die Gesellschaft so informiert ist wie heute, ist es, wie gegen eine Gummiwand zu rennen. Ich war gerade im Tschad und habe ein Flüchtlingslager besucht. Wenn man dieses Elend sieht, stellt sich natürlich sofort die Frage, wie das politisch zu lösen ist. Die Älteren wollen zurück in den Sudan und die Jüngeren nach Holland und Deutschland, was natürlich nicht geht. Eher noch müssten die Verhältnisse in Afrika verändert werden, doch dazu gibt es nicht einmal eine vernünftige Afrikapolitik. Wie wollt ihr nun dagegen demonstrieren? Wo ist das Objekt? Die Empörung ist nicht so mobilisierbar wie damals. Und oft ist es auch bequemer, einfach nichts zu tun.

Sind Studierende noch kritisch?

Es ist nicht ganz fair, die Situation von 1968 mit der heutigen zu vergleichen. Damals war die Kritik Gegenstand des ganzen Studiums. Man hinterfragte das Studium, griff Professoren an. Ihr habt doch lauter nette Professoren und Eltern. Was sollt ihr denn da noch machen? Zugleich ist es aber spannend zu beobachten, was ihr daraus machen werdet. Ich habe junge Leute stets als kritisch und neugierig erfahren, aber es gibt natürlich auch BWLer, die sagen: „Ich will Knete machen und alles andere interessiert mich nicht.“ Die studieren folgenlos. Aus diesem Grund ist es immer wichtig, sich zu fragen: Was mache ich mit meinem Beruf und was hat das für eine soziale Relevanz?

> *Natürlich gibt es auch BWLer, die sagen: ‚Ich will Knete machen und alles andere interessiert mich nicht.‘*

Sind denn die Geisteswissenschaften gegenüber den Naturwissenschaften und technischen Studiengängen im Stellenwert gesunken?
Ja, eindeutig. Dieses Bologna-Projekt ist das Ergebnis. Es zwingt euch zum schnellen Studieren, weil ihr ständig irgendwelche Module abhaken müsst. Man studiert, um fertig zu werden. Das halte ich wirklich für eine Katastrophe, weil man damit den kritischen Geist ausgetrieben hat. Das Absurde ist dabei aber, dass die Zahl der Studienabbrecher fast gleich geblieben ist. Zudem kann man mit diesem Bachelor ja gar nichts anfangen.

Tim Förster ist ungeachtet der Namensähnlichkeit mit seinem Interviewpartner nicht verwandt. Sonja Gerhard auch nicht.

INFO

Lebenslauf

Uwe Timm wurde 1940 in Hamburg geboren. Nach dem Besuch der Volksschule absolvierte er eine Kürschnerlehre und übernahm 1958 für drei Jahre das Pelzgeschäft seines verstorbenen Vaters. Es folgten das Abitur am Braunschweig-Kolleg und ein Studium der Philosophie und Germanistik in München und ab 1966 in Paris. Zurück in München, beteiligte sich Timm an der Studentenrevolte der späten 60er Jahre und promovierte 1971. Seitdem arbeitet er als freier Schriftsteller, hauptsächlich der Prosa zugewandt. Sein Debütroman „Heißer Sommer“ wurde 1974 veröffentlicht. Bis heute erschienen etwa zwei Dutzend weitere Prosawerke, zuletzt der Roman „Vogelweide“ (2013). Ein Teil der Bücher gehört heute zur Pflichtlektüre an vielen Schulen, darunter „Rennschwein Rudi Rüssel“ und „Die Entdeckung der Currywurst“. Beide Bücher wurden verfilmt. Ausgezeichnet wurde Timm unter anderem mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis und dem Heinrich-Böll-Preis. Zudem hatte er mehrere Gastdozenturen und Poetikprofessuren (2005 auch in Bamberg) an deutschen Universitäten und im englischsprachigen Raum inne. Derzeit lebt der vierfache Vater mit seiner Familie in München und Berlin, reist aber auf der Suche nach neuen Entdeckungen regelmäßig viel weiter, nach Namibia, Peru oder auf die Osterinseln.

Anzeige

beatverliebt.

SODA BAR

www.soda-bar.de

Foto: Steffi Henn

Ehemalige Ottfrieds erobern die Welt ...

Kira Brück

- freischaffende Journalistin -

Beim OTTFRIED lernte Kira Brück, was sie will. Nach Zwischenstationen bei PLAYBOY und BRAVO entscheidet sie heute wieder selbst, was ihr auf den Schreibtisch kommt: Teil 2 unserer Serie über OTTFRIEDS, aus denen doch noch etwas geworden ist.

von Kira Brück

Feuilleton bei der ZEIT. Das war mein Traum, als ich nach dem Abi Praktikantin bei der Tageszeitung war. Theater, Literatur, Kultur waren mit Anfang 20 meine Welt. Und ich bewunderte die Frauen, die tolle Kolumnen in Frauenzeitschriften wie MAXI, FREUNDIN und BRIGITTE veröffentlichten. Das wollte ich auch! Also landete ich 2002 als Germanistik-Studentin in Bamberg. Eine Freundin erzählte mir von der Studizeitung. Eines Montagabends ging ich zu meinem ersten Redaktionstreffen – und war beeindruckt. Hier hatten sich Leute versammelt, in denen auch ein inneres Feuer für Geschichten, Sprache und Journalismus loderte. Vom ersten Layout-Wochenende an war der OTTFRIED für mich mehr als ein Projekt, das neben der Uni lief. Ich investierte mehr Zeit in Recherche und das Schreiben meiner Artikel als ins Lernen für Sprachwissenschaft und Mediävistik. Kein Wunder, dass ich erstmal durch ein paar Klausuren fliegen musste, um meine Prioritäten zu überdenken. Die Dozenten hingegen investierten viel Zeit, uns die Idee vom Journalismus auszureden. Es gebe genug arbeitslose Redakteure auf dem Markt, Redaktionen stellten eher aus als ein. Ich gebe zu, dass mich die Bedenkenträger entmutigten.

Doch dann kam Montagabend, OTTkonferenz. Wir planten die nächste Ausgabe, legten Themen

> *Mit Chefredakteuren, die auf Fähnchen im Wind stehen, komme ich nicht klar.*

fest – und ich brannte wieder lichterloh. Nicht Journalistin sein? Schon damals war das eine komplett absurde Vorstellung für mich.

Nächste Station: PLAYBOY

Im Frühjahr 2008 wurde ich Werkstudentin bei Burda. Mein Job war es, Online-Magazine zu entwickeln. Ich pendelte von nun an zwischen München und Bamberg, schrieb abends und am Wochenende meine Diplomarbeit. Der Einsatz lohnte sich, ich ergatterte einen Platz an der Burda Journalistenschule, meine Stammredaktion wurde der PLAYBOY. Ich musste mich erst einmal daran gewöhnen, jetzt die kleine Volontärin zu sein – beim Ottfried entschied ich, welches Thema Aufmacher wurde. Manchmal dachte ich wehmütig an diese großartige Spielwiese zurück, auf der ich mich selbst entdecken konnte. Ich bin eine, die in der Themenkonferenz vorprescht, für ihre Meinung einsteht und sich auch mal unbeliebt macht. In hitzigen Diskussionen laufe ich zu Hochtouren auf. Mit Chefredakteuren, die auf Fähnchen im Wind stehen, komme ich nicht klar.

OTTfamilie

Was ich beim OTTFRIED noch gelernt habe? Es kommt im Leben darauf an, Menschen zu finden, die ähnlich ticken wie man selbst. Die für dieselben Werte kämpfen. Wenn ich heute mit einem Text nicht weiterkomme, frage ich Bianka, Britta oder Susanne. Wenn ich eine Presseanfrage habe, rufe ich Jana, Stefanie oder Julia Anna an. Und stecke ich mitten in einer Sinnkrise, schreibe ich Ulf, Sven oder Marc. Alles Menschen, mit denen ich mir die Nächte um die Ohren geschlagen habe – für eine neue OTTausgabe. Andere würden das Netzwerk nennen. Das klingt für mich ein bisschen zu rational, denn wir sind wie eine große Familie, die in der ganzen Branche verstreut ist.

Nach meinem Volontariat wurde ich Redakteurin, später Ressortleiterin beim PLAYBOY, dann Textchefin bei BRAVO GIRL. Ich spürte, dass ich mich nach ein paar Monaten in einer Redaktion nach neuen Themen sehnte. Also machte ich mich vor zwei Jahren selbstständig. Ohne Kontakte in verschiedenste Redaktionen würde es nicht gehen. Ich schreibe für fast alle großen Frauenmagazine und für die Mitarbeiterzeitung eines Biotec-Unternehmens; sowohl für die APOTHEKEN UMSCHAU als auch für SPIEGEL ONLINE. Ich stelle mich bewusst vielseitig auf, die Abwechslung treibt mich an. Ich biete den Redaktionen Themen an, werde aber auch oft von ihnen angesprochen und beauftragt. Man darf nicht vergessen, dass wir Freien gebraucht werden. Klar gibt es Monate, in denen nicht so viel Geld reinkommt – die Redaktionen sind schließlich im Sparmodus. Wenn man es aber schafft, mit der finanziellen Unsicherheit klarzukommen, hat man maximale innere Freiheit. Und dann gibt's auch wieder Wochen, in denen ich so viel Arbeit auf dem Schreibtisch habe, dass ich nicht weiß, wie ich das alles schaffen soll. Kein Tag ist wie der andere. Und wenn ich mal nicht mehr denken kann, fahre ich raus in die Natur – ohne jemanden um Erlaubnis fragen zu müssen. Für mich ein großes Glück. Das mit dem Feuilleton der ZEIT hat bisher noch nicht geklappt. Aber träumen darf man ja.

So ein ...

THEATER!

Die gesamte Welt ist eine Bühne und alle Männer und Frauen sind bloß Spieler. Sie treten auf und gehen wieder ab. An der Universität gibt es ein paar leideschaftliche junge Nachwuchsschauspieler, die mit originellenWerken die Zuschauer begeistern.

Fotos: privat

Arabische Theaterwerkstatt

Da wäre die arabische Theaterwerkstatt - die persische Theatergruppe ein Projekt, das je nach Nachfrage der Studierenden ein Semester lang entwickelt wird. Die von der Gruppe ausgewählten und einstudierten Stücke – mal zeitgenössisch, mal klassisch, mal eigens verfasst – werden bei der Weihnachtsfeier und dem Sommerfest der Orientalistik aufgeführt. Derzeit spielen neun Studierende der Orientalistik unter der Leitung von Savane Al-Hassani, die als Lektorin für Arabisch an der Universität arbeitet und die Theaterwerkstatt bereits zum zweiten Mal begleitet. Studierende jeden Sprachniveaus sind eingeladen, sich an der Produktion zu beteiligen. Die letzte Inszenierung der Gruppe erzählte von einer arabischen Familie, die bei ihrem Versuch, sich in den USA einzuleben, mit ungewohnten – aber für den Zuschauer sehr amüsanten – Situationen konfrontiert wird.

Ludus Bambergensis

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Theaterstücke sind das Coolste überhaupt!“, erklärt Andrea Grafetstätter und berichtet, wie aus einem einmaligen Seminarprojekt eine mittelhochdeutsche Theatergruppe der Uni Bamberg entstand: In ihrem Kurs zu Spätmittelalterlichen Fastnachtsspielen wollte sie nicht das übliche Referat und die Hausarbeit zum Scheinerwerb verlangen. Stattdessen bot sie den Studierenden an, an einer Aufführung mitzuwirken und einen wissenschaftlichen Erfahrungsbericht darüber zu verfassen. Es meldeten sich genug Interessierte, um das „Nürnberger Kleine Neidhartspiel“ einzustudieren und zur Faschingszeit 2007 im „Pelikan“ aufzuführen. Das Konzept der Fastnachtsspiele – die Spieltruppe betritt ein Lokal, bittet um Ruhe und führt ein kurzweiliges Spiel im Umfang von etwa 100 bis 600 Versen auf – kam beim Publikum so gut an, dass diese Darbietungsform auch für künftige Theaterprojekte gewählt wurde. Die Darbietungen sind durch Mimik und Gestik problemlos verständlich, was ein wichtiger Aspekt ist, denn „freilich wollten wir in der Originalsprache aufführen, um die Schönheit der älteren Sprachstufen zu vermitteln.“ 2010 wurde schließlich eine feste mittelhochdeutsche Theatergruppe der Universität Bamberg gegründet, die Aufführungen in Bamberg, Marburg und Nürnberg organisierte. Da Frau Grafetstätter seit dem WS 14/15 nicht mehr an der Universität Bamberg lehrt, wird ab dem SS 2015 Martin Fischer vom Lehrstuhl für Deutsche Philologie des Mittelalters die Leitung der Gruppe übernehmen.

ArtEast

Ein Stück russische Kultur in Bamberg findet man im slavistischen Theater der Uni – ArtEast. Wer nicht einfach mal einen Trip nach Nowosibirsk unternehmen kann, ist hier genau richtig. Ganz in russischer Sprache entführt eine studentische Truppe von 14 Schauspielern in einen zweistündigen Kurzurlaub. Es wurden Klassiker inszeniert wie „Der Kirschgarten“ von Anton Čechov oder „Der Meister und Margarita“ von Michail Bulgakov sowie zeitgenössische Werke von Schriftstellern wie Viktor Pelevins. ArtEast möchte nicht nur die Vielfalt russischer Kultur deutlich machen, sondern auch den deutsch-russischen Kulturaustausch fördern. Entstanden ist das Projekt aus dem Seminar „Russisches Theater“ der Dozentin Ulrike Pitskelauri. Begeistert von der Schauspielerei und dem aktiven Kulturaustausch führten die Studenten das Projekt von da an eigenständig weiter. Zusammenarbeit steht im Vordergrund, einen Regisseur oder Leiter gibt es nicht.

Außerdem wird sehr viel Wert auf Professionalität gelegt – das erfordert viel Zeit, Disziplin und gutes Miteinander. Das nächste Stück ist für Juni 2015 angesetzt. So viel sei gesagt: Nach mehreren Komödien dürfen wir uns dieses Mal auf Action und Dramatik freuen. Es wird wohl nicht bei einem Mord bleiben.

Ramona Löffler, Andreas Rossbach und Maxi Lina Weber haben beim Besuch im Theater gelernt: Jeder spielt eine Rolle, es spielt keine Rolle, welche.

It's Jazz Time

Im ersten Stock des Erba-Standortes, flussseitig, geht allwöchentlich eine Gruppe von Menschen ihrem klingenden Hobby nach – Studierende, Alumni, Auswärtige. Zuammen sind sie die Uni-Bigband Bamberg.

Der Amerikaner Charles Mingus, Jazz-Bassist und Komponist des 20. Jahrhunderts, war ein ungemütlicher Zeitgenosse. Sein Publikum nannte er eine „Bande von Knalltüten“, als es sich während eines Konzertes unterhielt, einem Musikerkollegen schlug er im Streit einen Zahn aus. Als man ihn einmal auf sein ungestümes Wesen ansprach, soll er geantwortet haben: „Ich weiß gar nicht, wie die Leute auf so etwas kommen. Ich hatte in meinem Leben erst drei ernsthafte Messerstechereien.“ Unschön, doch tat all das der begeisterten Aufnahme seines Wirkens nicht den geringsten Abbruch. Musikalisch zählt Mingus heute zu den erlauchtesten Persönlichkeiten im geweihten Logbuch des modernen Jazz.

Foto: Regina Neumann

Spitzenwechsel am Stehpult

Auch unter den Frankenländern finden sich Anhänger seiner Kunst, solche, die dem beherzten Zuspruch seiner Werke freien Lauf lassen und sich in wöchentlicher Zusammenkunft der Lektüre dieser und anderer Auswüchse der Jazzmusik widmen – in der Uni-Bigband Bamberg. Seit Beginn des Semesters hat die Band einen neuen Leiter, Markus Schieferdecker. Der 42-jährige Wahl-Kölner ist Gewinner vieler Preise europäischer Wettbewerbe und einer der gefragtesten Bassisten der deutschen Jazzszene. Den Bambergern attestiert er ein hohes Niveau und führt seinen Lehrauftrag mit Spaß aus. Das merkt man ihm an. Eindeutig. In der Probe wird vieles ausprobiert, Soloparts sind gern gesehen. Die Musiker sollen sich immer weiterentwickeln und selbstbewusst am Instrument sein. Und das funktioniert für gewöhnlich am besten, wenn sich jeder wohlfühlt.

Wer will, der kann

Potenziellen Interessenten aus den Reihen der Studierenden sei Folgendes übermittelt: „Natürlich muss man als Musiker gewisse Dinge mitbringen, aber wir sind kein geschlossener Kreis. Wer mitspielen will, soll das tun können. Hoffentlich – wie bisher auch schon – einige Frauen. Die Zeiten des Machotums im Jazz sind längst vorbei.“ Momentan gibt es Vorhaben für Workshops und Auftritte mit europäischen oder amerikanischen Stars, Ausflüge in Genres wie Fusion, Funk und Rock inbegriffen. Auch gemeinsame Projekte mit Chor und Orchester der Universität sind denkbar. Am letzten Adventswochenende bestritt Schieferdecker sein Konzertdebüt im Jazzkeller in der Sandstraße. Fürderhin wird die Band zum Semesterausklang ihren traditionellen Auftritt im Audimax der Feki spielen. Termin ist der 1. Februar.

Tim Förster hat noch alle Zähne im Mund, weil seine Musikerkollegen bei schiefen Tönen toleranter sind als Charles Mingus.

Kulturelle Köstlicheiten

Foto: Jonas Meier

von Maximilian Krauss

Maximilian könnte lesen, hört aber lieber … Ernest Hemingways „Der alte Mann und das Meer“. Die Handlung des knappen Romans von 1952 ist schnell umrissen – erzählt wird die Geschichte des alten Fischers Santiago, dem in der kubanischen Südsee nach erfolglosen Monaten schließlich ein riesiger Marlin anbeißt. Unfähig ihn ins Boot zu zerren, beginnt ein tagelanges, kräfteraubendes Duell, bei dem die Grenzen zwischen Jäger und Gejagtem, Mensch und Tier sowie Kampf und Sieg zerfließen. Geschildert in bemerkenswert einfacher und bestechend klarer Sprache verfliegen die drei Hörbuchstunden auch ohne krampfhaft erzeugte Spannungskurve. Erzwungene Kafka-Parabel-Interpretationen sind unnötig – eine tolle Geschichte sowohl für den Hauptfach-Germanisten als auch den BWL-Master.

von Nadine Jantz

Nadine schaut … „Mann/Frau“, die neue Onlineserie von und mit Christian Ulmen. Irrsinnig komisch gibt die aus 20 Folgen bestehende Serie einen Einblick in den verzwickten Alltag zweier Großstadtsingles – Mann und Frau. Abwechselnd wird aus ihrer und aus seiner Perspektive berichtet – über große Lebensvisionen, Rückschläge, nervige Mitbewohner, quälende Selbstzweifel, One-Night-Stands etc. Die Serie bedient die ganze Bandbreite an Hochgefühlen und Versagensängsten, die auch vielen Studierenden vertraut sind. Leicht kann man sich mit den Protagonisten identifizieren und zu dem Schluss kommen, dass der noch so schlechten Phase, die man gerade durchlebt, vielleicht doch etwas Gutes innewohnt. Oder wenigstens etwas Lustiges. Sehr unterhaltsam!

von Jenny Rademann

Jenny hört … Butterfly Lovers. Jedes Kind in China kennt die Legende: Zhu Yingtai verkleidet sich als Mann, um zur Schule gehen zu können, und verliebt sich in Liang Shanbo. Erst als sie mit einem anderen verlobt wird, erkennt er, dass sie eine Frau ist. Er stirbt an gebrochenem Herzen. Sie folgt ihm ins Grab und beide steigen als Schmetterlinge empor. In einem Konzert zwischen sprühender Lebensfreude und grabestiefer Tragik vertonen die Komponisten Chen und He diese Legende mit Violine und Orchester. Eine vertraute europäische Orchesterbesetzung trifft auf ungewohnte Elemente chinesischer Volksmusik. Jedes Mal, wenn man denkt, das sei ganz normale Klassik, bleibt etwas im Ohr hängen, das sich dieser Kategorie entzieht. So entsteht ein grenzüberschreitender Soundtrack zu wunderbarem Kopfkino.

Unileitungsselbstgespräch

Am 15.12. fand das öffentliche Gespräch der Studierenden mit der Unileitung statt. Wir waren dabei!

Stell dir vor, es gibt ein Unileitungsgespräch und keiner geht hin. Naja, zumindest 20 interessierte Studierende hatten sich zur Fragerunde an die Unispitze in einem kleinen Seminarraum in der Nähe des Markusplatzes eingefunden.
Die Anzahl der Hiwis und deren Entlohnung, die in diesem Jahr auf Basis des Mindestlohns umgestellt wird, wurden thematisiert. So würden immer mehr Arbeiten liegen bleiben, weil weniger Mitarbeitende die gleiche Menge Arbeit verrichten müssten, wurde von den Studierenden kritisiert. Präsident Godehard Ruppert erklärte: „Es ist immer schwierig zu sagen, ob ein Lehrstuhl mehr oder weniger Stellen braucht.“ So müsse man in Zukunft abwägen und die Ausweitung der Öffnungszeiten sowie die Nutzung des Leihservices zwischen den Teilbibliotheken auf den Prüfstand stellen. Je nach Nutzungsgrad würde dann gekürzt.
Vor dem Hintergrund eines Konflikts zwischen DGB-Hochschulgruppe und Universität in München wurden Befürchtungen geäußert, dass in Bamberg kritische Gruppen von der Raumvergabe ausgeschlossen werden könnten. „Die Richtlinie des Freistaats legt fest, dass wir jede Gruppe zulassen müssen“, so Präsident Ruppert. Falls es straffälliges Verhalten in Räumen der Uni gebe, würde man jedoch juristisch eingreifen.
Energisch wurde die Positionierung der Uni gegenüber rechten Einflüssen diskutiert. Der Angriff Rechtsradikaler auf den studentischen Veranstaltungsraum „Balthasar“ und die Pöbelei am Rande der Mensaparty in der Innenstadt waren den Anwesenden noch gut im Gedächtnis. Laut Präsident Ruppert gebe es nur Einflüsse von außen. Dabei müsse stets abgewogen werden, ob man solche Einflüsse ignorieren oder kommentieren wolle. Auf eine erneute Nachfrage reagierte Ruppert aufgebracht: „Ich kann mich auch auf die Straße stellen und sagen: Ich bin gegen rechts!“ Er wolle Rechtsextremen keine Bestätigung in Form von Äußerungen seinerseits liefern. Als eine mögliche Projektwoche gegen Extremismus vorgeschlagen wurde, wehrte der Präsident sichtlich entnervt das ganze Unterfangen ab, da es keinen pädagogischen Auftrag gebe.
Schließlich wurden fehlende Evaluationen von Lehrveranstaltungen im Bereich der Huwi diskutiert. Studierendenvertreter kritisierten, dass der Mangel an Evaluationsinstrumenten eine kritische Auseinandersetzung mit einer bestimmten Dozentin unmöglich mache. Die Unileitung entgegnete, sie könne hier erst eingreifen, wenn es handfeste Beweise gebe: „Mit Stimmungen allein kann ich nichts machen“, verteidigte sich Ruppert.
Ob das Gespräch letztlich praktische Folgen nach sich ziehen wird, muss sich zeigen. Dass es ein gutes Forum für deutliche Worte und studentische Willensäußerung sein kann, dem stärkere Beteiligung zu wünschen wäre, darin sind sich zumindest Studierendenvertreter einig.

> *Ich kann mich auch auf die Straße stellen und sagen: Ich bin gegen rechts!*

Julian Megerle kann alleine die Studierendenversammlungen auch nicht voll aussehen lassen, gibt sich aber redlich Mühe.

Deine Mutter, ihr Braten und Du

von Konstantin Eckert

Neues Jahr, neues Glück! Zeit für die „Guten Vorsätze“! Weniger Streit, weniger Fleisch, weniger Alkohol, weniger Lügen, mehr Sport und mehr Uni.

1. Jan. 0:00 Uhr: Es geht los! Ab jetzt wirst du ein neuer, ein besserer Mensch sein! Du wünschst allen anderen Gästen auf der Silvesterparty ein „Fröhliches Neues“ oder besser ein „Prost Neujahr!“, denn ohne Alkohol geht es nun wirklich nicht! Noch ein Bier bitte!

2. Jan. 12:00 Uhr: Dein Kater hindert dich nicht daran, deine Mutter und ihren Schweinebraten aufzusuchen. Darf es noch etwas mehr sein? Natürlich! Noch ein Schlückchen Wein? Selbstverständlich! Den 2.1. gibt es ja schließlich nur einmal im Jahr! Eigentlich wolltest du nach dem Essen ja noch laufen gehen, aber mit dem Schädel von gestern ist das sicher keine gute Idee. Du legst dich besser aufs Sofa.

3. Jan. 13:00 Uhr: Deine Freundin Kathi ruft an. Ihr wolltet euch zum Schwimmen verabreden. Aber bei dem Wetter vor die Tür? Da holt man sich ja den Tod, gerade nachher mit nassen Haaren! „Heute lieber nicht, Kathi, ich bin etwas erkältet. Wie wär’s morgen mit einem DVD-Abend?“

4. Jan. 20:00 Uhr: Chips, Popcorn und Cola. Der Film kann losgehen. Kathi und deine anderen Freunde möchten schon wieder „Spiderman“ sehen. Das ist Grund genug, dich lauthals zu widersetzen. Du beginnst, dir mit kernigen Beleidigungen Respekt zu verschaffen, Argumente sind bei diesen kulturlosen Tölpeln ohnehin nutzlos. Als die Leute, die du für deine Freunde gehalten hast, dich „fauler Fettsack“ nennen, ist es Zeit zu gehen.

5. Jan. 21:00 Uhr: Du hast dich wieder mit deinen Freunden vertragen, das feiert ihr in der Sandstraße. Drei Kneipen und einen Döner später hast du leider deinen letzten Bus verpasst. Aber mit diesem Rausch nach Hause laufen? Lieber ein Taxi!

6. Jan. 17:00 Uhr: Zwar hast du im neuen Jahr immer noch nichts für die Uni getan, aber es sind schließlich Ferien. Lieber mit Kathi ins Bambados. Nach zwei Bahnen merkst du, dass das Schwimmerbecken arktisch kalt ist. Du ziehst dich lieber in wärmere Gewässer zurück und genießt diverse Massagedüsen.

7. Jan. 10:00 Uhr: Du hast eine satte Erkältung. Kein Wunder! Sport im Winter, dazu Diät und Stress mit der Uni. Richtigerweise erkennst du die Gefährlichkeit eines solchen Lebenswandels.

Ott-wer?

Hallo, wir sind Ottfried!

Ottfried ist die **Studierendenzeitschrift** in Bamberg. Wir sind **unabhängig** und finanzieren uns über Anzeigen. Wir wollen eine **studentische Stimme** in kulturellen, sozialen und bildungspolitischen Belangen sein – dafür dient uns auch unsere Online-Präsenz **ottfried.de**.

Gleichzeitig sind wir eine **Hochschulgruppe**, die alle Interessierten (auch Dich?!) an das **journalistische Arbeiten** heranführt und ihnen Texterstellung, Fotografie, Layout etc. beibringt. Außerdem schließen wir uns vor Erscheinen einer Ausgabe stets für ein Wochenende zusammen mit Chips, Schokolade und viel Spaß in unsere Redaktionsräume ein und arbeiten gemeinsam an allen Details.
Wir sind offen für jeden, der sich einbringen möchte. Du brauchst keinerlei Vorkenntnisse!

Komm einfach zu unserer **Redaktionssitzung** – jeden Montag um 20 Uhr in der KHG (Friedrichstraße 2). Oder schreib eine Mail mit Fragen/Kritik/Anregungen an ottfried@ottfried.de.

Wir freuen uns immer über neue Gesichter!

Impressum

Ottfried. Die Bamberger Studierendenzeitschrift erscheint zwei Mal im Semester, jeweils im Mai und Juli beziehungsweise im November und Januar. Zusätzlich erscheint zum Wintersemester eine Erstsemester-Ausgabe.
Herausgeber und Redaktion verstehen Ottfried als unabhängiges Organ, das keiner Gruppierung oder Weltanschauung verpflichtet ist. Für namentlich gekennzeichnete Artikel übernimmt der Autor die Verantwortung.

Herausgeber und V.i.S.d.P.: Timotheus Riedel
Online: Fabian Swidrak, Anita Richtmann
Anzeigen: Julia Henning, Maximilian Krauss
Finanzen: Larissa Günther, Anna Farwick

Chefredaktion:
Tim Förster und Andreas Rossbach

Redaktionsanschrift:
Ottfried
c/o Timotheus Riedel
Steigerwaldstraße 1
96049 Bamberg

E-Mail: ottfried@ottfried.de
Internet: ottfried.de

Layout und Redaktion:
Julia Braun, Konstantin Eckert, Anna Farwick, Sonja Gerhard, Lisa Giersch, Larissa Günther, Arthur Hiller, Kai Hubert, Nadine Jantz, Maximilian Krauss, Helen Krueger-Janson, Ramona Löffler, Jonas Meder, Verena Niepel, Tamara Pruchnow, Jenny Rademann, Jil Sayffaerth, Miriam Schaptke, Nathalie Schneider, Selina Schwarz, Fridolin Skala, Ann-Charlott Stegbauer, Bianca Taube, Tanja Telenga, Maxi Lina Weber

Weitere Mitarbeit:
Kira Brück, David Pistorius, Kilian Reil, Friederike Schlücker

Titelbild: Kilian Reil, **Bearbeitung:** Bianca Taube

Bilder im Inhaltsverzeichnis: Maximilian Krauss, Jonas Meder, Jana Zuber

Redaktionsschluss: 21. Dezember 2014
Auflage: 3.000 Stück
Druck:
creo Druck & Medienservice
Gutenbergstraße 1
96050 Bamberg

Wir danken der KHG, insbesondere Alfons Motschenbacher und Marita Böhnlein, für die Räumlichkeiten und die Unterstützung.

Fotos: Die Redaktion

Ottfried at work

Monty Pythons Spamalot
ab 28. Februar 2015
Großes Haus

theater.bamberg.de

Musical von John du Prez & Eric Idle

Vorstellungen: 28. Februar 2015; 1., 11.–15., 18.–22. März